

§ 218

DR. ELSE KIENLE

FRAUEN

AUS DEM TAGEBUCH

EINER ÄRZTIN

BERLIN 1932

Mit einem Vorwort von Dr. Theissen

Kienle: Frauen

DR. ELSE KIENLE

FRAUEN

Aus dem Tagebuch
einer Ärztin

Schmetterling Verlag

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Kienle, Else:

Frauen: aus dem Tagebuch einer Ärztin / Else Kienle. [Histor.

Erl.: Maja Riepl-Schmidt]. – 2. Aufl. – Stuttgart:

Schmetterlin-Verl., 1989

ISBN 3-926369-10-8

Schmetterling Verlag
Paul Sandner & Jörg Hunger
Holzhauser Str. 31
7000 Stuttgart 80

© 1932 Gustav Kiepenheuer Verlag A.G. Berlin

Vorwort: Dr. Horst Theissen, Gronenbach

Historische Erläuterungen:

Maja Riepl-Schmidt, Stuttgart

Satz: Grafische Werkstatt, Stuttgart

Druck: GuS, Stuttgart

Binden: Libellus, Stuttgart

Printed in Germany

ISBN 3-926369-10-8

2. Auflage 1989

<i>Theissen: Vorwort</i>	7
<i>Else Kienle</i>	13
<i>Frauen</i>	
<i>Aus dem Tagebuch einer Ärztin</i>	15
<i>Riepl-Schmidt: Else Kienle</i>	157
<i>Literaturhinweise</i>	171
<i>Kurzvita der Autorinnen und Autoren</i>	173

Vorwort

Die Geschichte der nach § 218 mit Strafe bewehrten Abtreibung ist eine einzige unsägliche Tragödie der davon betroffenen Frauen. Hunderttausende von ihnen sind auf diesem Leidensweg unendlich traurigen Erniedrigungen und gnadenlosen Demütigungen ausgesetzt gewesen und haben ihre Entschlossenheit, trotz aller Widrigkeiten einen Schwangerschaftsabbruch zu realisieren, mit Krankheiten und Tod bezahlen müssen. „Opfer lebender Leben, dargebracht dem keimenden, dem ungeborenen, noch zu gebärenden; Opfer eines Gesetzes, dessen Sinn doch wohl die Erhaltung des Lebens war.“ (Benn) Opfer eines Schicksals, das die Pechvögel, die Unterprivilegierten erleiden und die Reichen umgehen.

Auf diesem Leidensweg der Frauen haben ihnen aber auch zu allen Zeiten verantwortungsvolle und engagierte Ärztinnen und Ärzte fürsorglich zur Seite gestanden. Unabhängig von der Strenge oder Rigidität der jeweils herrschenden Gesetze waren sie für ihre Patientinnen da, wenn diese angstvoll in Lebensprüfungen standen und der partnerschaftlichen Hilfe und vertrauensvollen Begleitung bedurften.

Eine dieser hilfsbereiten und mutigen Ärztinnen war Dr. Else Kienle. Die neuerliche beschämende Diskussion um den § 218 anlässlich des Prozesses in Memmingen steht nicht isoliert da: schon in der Weimarer Republik erlebte dieser Streit einen Gipfel der Auseinandersetzung. Im Zentrum der öffentlichen Kampagne stand damals Else Kienle, die in der Zeit der Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit gemeinsam mit Friedrich Wolf Patientinnen Abtreibungen bei sozial-medizinischer Indikation ermöglichte und so zur Symbolfigur im Kampf gegen die damaligen Abtreibungsgesetze wurde. Für ihre Haltung zum § 218 saß sie, gerade 31 Jahre alt, vom 19. Februar bis 28. März 1931 in Untersuchungshaft. Freigelassen wurde sie erst nach einem Hungerstreik, der sie beinahe das Leben gekostet hätte. Obwohl sie Anfang der dreißiger Jahre zu den aktivsten Vorkämpferinnen gegen den § 218 zählte, findet ihr Name in der Regel nur im Zusammenhang mit Friedrich Wolf, der als Arzt, Schriftsteller und Kommunist viel bekannter war, Erwähnung. Die Bremer Sozialwissenschaftlerin Verena Steinecke-Fittkau hat durch die Biographie dieser unerschrockenen Frau und Ärztin in ihrer Diplomarbeit „Die Bewegung zur Abschaffung des Paragraphen 218 in der Weimarer Republik“ uns ein Stück Persönlichkeit und Lebenswerk Else Kienles erhalten.

1900 geboren, verkörpert Else Kienle in einer Zeit heftigster Umwälzungen den Typ der neuen selbstbewußten Frau der Weimarer Republik. Steinecke-Fittkau: „Die Frauen kamen seit der Jahrhundertwende – gezwungen durch wirtschaftliche Not und körperliche Verelendung, aber auch ermutigt durch die begonnene Problematisierung der Repression einseitiger Sexualmoral – in Fragen der Geburtenkontrolle zu einer neuen ‘Autonomie des Handelns’, die ihnen erstmals ermöglichte, trotz schärfster rechtlicher und moralischer Strafandrohung, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.“ Ihren Wunsch, als Frau den Beruf einer Ärztin zu wählen, setzt Else Kienle gegen den Willen ihrer Familie durch. Auch die Begründung der Wahl ihrer ersten Stelle als Assistenzärztin zeigt großes sozial-medizinisches Engagement und erwies sich für ihre weitere Entwicklung und spätere Einstellung als prägend: Else Kienle arbeitet auf der „Polizeistation“, der geschlossenen Abteilung für Geschlechtskrankheiten in Stuttgart. „Ich hatte geglaubt, meinen Willen zum Helfen, meine Bereitschaft zu dem großen und schönen Werk des Arztes nicht besser erfüllen zu können als an dieser furchtbarsten aller Elendstätten. Die Jahre, die ich hier als Assistenzärztin zubrachte, gehören zu den ereignisreichsten meines Lebens.“ 1928 eröffnet sie eine eigene Praxis mit kleiner angeschlossener Station, gründet eine Beratungsstelle für Geburtenregelung und Sexualhygiene in Stuttgart, hält in der Stadt und den Vororten Vorträge zur Aufklärung der Arbeiterinnen und widmet ihre Aufmerksamkeit dem Problem, das den Familien der Unterbemittelten existentielle Sorgen bereitete: der ungewollten Schwangerschaft und der Abtreibung. In der Untersuchungshaft beginnt sie mit dem Schreiben dieses Buches: „Frauen – Aus dem Tagebuch einer Ärztin“. In ihm schildert sie sehr engagiert und persönlich ihre Erfahrungen im ärztlichen Beruf mit den Schicksalen vieler Patientinnen, ihre Zeit in der Haft, nimmt verantwortungsbewußt und mit großem Ernst Stellung zum ärztlichen Beruf, zu dessen Aufgaben, Verantwortlichkeit und Gewissensfragen – und zu den Gesetzen und ihrem Richter.

Dem Wirken Dr. Else Kienles, die sich in der Weimarer Republik für die Straffreiheit des Schwangerschaftsabbruchs einsetzte, war letztlich trotz Unterstützung starker gesellschaftlich relevanter Kräfte doch kein Erfolg beschieden bei dem Versuch einer grundlegenden Reformierung des § 218, obwohl die Chance dazu greifbar nahe war. Noch in seinem ersten Brief aus der Untersuchungshaft hatte Friedrich Wolf optimistisch geschrieben: „... das alles wird vorübergehen, nach 20

Jahren wird man an den § 218 denken wie an einen unmöglichen Traum.“ Heute, 58(!) Jahre nachdem Else Kienle dieses Buch schrieb, muß uns ein Vergleich mit der Weimarer Zeit und dem Fall der fast vergessenen „tapferen Kollegin Kienle, deren Klarheit, Mut und Klugheit ich bewundern lernte“ (Wolf), eher wie ein Alptraum erscheinen, wenn wir erkennen müssen, wie wenig sich seitdem in der Problematik des § 218 und der Würde der Frauen weiterentwickelt hat. Im Gegenteil: die Bilanz des § 218 ist eher niederschmetternd, zu bestimmten Zeiten geradezu verheerend. Wenn wir die Geschichte dieses Paragraphen realistisch, d.h. aufrichtig und nüchtern analysieren und resümieren, ergibt sich eine gespenstische Chronik von erschütterndem Elend, chronischen Unterleibserkrankungen, psychischen Traumata und Todesfällen. Dies alles sind ursächliche Konsequenzen der Kriminalisierung und Strafverfolgung der Abtreibung, nicht Folgen der Abtreibung selbst. Überdies ist der Paragraph, besonders in der neueren Zeit, zu einem Synonym geworden für Illegalität und Heimlichtuerei, für Unmündigkeit, Fremdbestimmung und Bevormundung, für Diskriminierung, Willkür und Bestrafung. Der Abtreibungsparagraph ist für unsere Gesellschaft ein Armutszeugnis, ein Beweis der Ohnmacht, mit dem Problem der unerwünschten Schwangerschaft anders als mit dem Instrumentarium der Strafjustiz fertig zu werden, ist damit auch ein Zeichen unserer demokratischen Unmündigkeit.

Der Rückblick in die Geschichte des § 218 seit Inkrafttreten 1871 belegt vor allem eine Tatsache schonungslos: Staat, Wirtschaft, Justiz, Kirche und Ärzteschaft ging es zu allen Zeiten weder um das Recht von Frauen auf Selbstbestimmung noch um den Schutz ungeborenen Lebens, wenn sie von ihrer Verantwortung gegenüber dem werdenden Leben sprachen, sondern allein um machtpolitisches, ökonomisches und patriarchalisches Anspruchs- und Machtdenken. Alfred Döblin, Schriftsteller und Arzt, der der Abtreibung kritisch gegenüberstand, dazu: „Ich kann den Kampf gegen den § 218 nur mitmachen, mache ihn mit und habe ihn mitgemacht, weil es sich da um die Äußerung eines fremden, anmaßenden und längst nicht mehr legitimierten Herrschaftswillen über die Menschen, das 'Volk', handelt. Dies ist heute so wie damals.“

Die Geschichte wiederholt sich, ohne daß wir offensichtlich etwas daraus lernen, wie die neuerliche traurige Diskussion um den § 218 zeigt. Verena Steinecke-Fittkau: „Die Aktualität der von Else Kienle beschriebenen Fälle und ihre Argumentation für eine weitgehende Reform des Paragraphen

zeigte deutlich, daß wir heute kaum einen Schritt weitergekommen sind. Immer noch gilt, was Else Kienle in ihrem Buch schreibt: '... aber es muß doch immerhin merkwürdig berühren, daß unter so vielen errungenen Rechten eben dieses eine Grundrecht der Frau, das auf ihren eigenen Körper, abgelehnt wird und nicht sein soll.' Welche Erkenntnisse müßten wir gewinnen, welche Konsequenzen aus der Gegenüberstellung Weimarer Zeit – Memmingen ziehen, wenn wir denn zu einem Lernprozeß fähig wären? Vor allem müßten wir doch wohl zugeben, daß alle diejenigen, die bisher stets lautstark die Verfügbarkeit über das ungeborene Leben für sich reklamiert und in der Praxis ausgeübt haben, mit ihrem Vorgehen gescheitert sind. Selbst härteste Strafandrohung und Strafverfolgung haben das Problem nicht befriedigend lösen können. Auf Grund dieser Desillusionierung müssen wir uns die „Gretchenfrage“ beantworten: Trauen wir den Frauen als „Betroffenen“ eigenverantwortliche gewissenhafte Entscheidungen zu? Wenn wir dies bejahen müssen – und alle praktische Erfahrung spricht eindeutig dafür – warum machen wir dann nicht endlich den längst überfälligen Versuch und übertragen die Verantwortung für das Ungeborene der Frau, die damit nach meiner Überzeugung von allen, die bisher Verfügungsgewalt über das werdende Leben beansprucht und ausgeübt haben, am sorgfältigsten und verantwortungsvollsten umgegangen ist? Niemals werden Frauen auf ihren Anspruch verzichten, selbst – oder unter Einbeziehung ihres Partners oder des Arztes ihres Vertrauens – die Entscheidung zu treffen, ob sie Mutter werden wollen oder nicht. Die Abtreibung muß das Odium der Illegalität verlieren, muß vom Fluch der Heimlichtuerei, der Gerüchte befreit werden. Wir alle aber sind dazu aufgerufen mitzuhelfen, den Frauen diese Gewissensfrage zu erleichtern durch sozialpolitische Maßnahmen, durch mehr Mitverantwortung der Männer, Aufklärung über Sexualität und Verhütung und deren Kostenübernahme durch den Staat sowie durch Schaffung einer kinderfreundlicheren Umwelt. Daher müssen nach der Devise „Hilfe statt Strafe“ Strafandrohung und Strafverfolgung abgeschafft werden. Ehrfurcht vor dem Leben gewinnen wir nur in freier Gewissensentscheidung, nicht durch Paragraphen. Maxime allen Handelns von § 218-Gegnern und -Befürwortern muß werden: Das gegenseitige Aufrechnen, das Austausch von Schuldzuweisungen und Stereotypen muß beendet werden und in einen Diskurs münden. Unsere Aufgabe ist es nicht, zu moralisieren oder zu missionieren, sondern anzunehmen und fürsorglich zu begleiten,

weg von Polarisierung und Ideologisierung hin zu Solidarität und Respektierung. Es geht nicht um die Alternative entweder/oder, sondern um das verbindende sowohl/als auch. Ziel unserer Bemühungen kann nicht nur sein, *daß* der Abbruch gemacht wird, sondern *wie* er vorgenommen wird: fachlich einwandfrei und in einer repressionsfreien und vertrauensvollen Atmosphäre, die Würde und Intimität der Frauen respektiert. Alles andere ist wirklichkeitsfremd. Wenn diese Voraussetzungen erfüllt sind, müssen wir den unbedingt notwendigen Kampf gegen die Abtreibung aufnehmen.

Dr. med. Horst Theissen



Else Kienle 1931

DR. ELSE KIENLE

F R A U E N

A U S D E M T A G E B U C H

E I N E R Ä R Z T I N

BERLIN 1932

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG

Gefängnis.

März 1931.

*Tag um Tag vergeht. Jeden Morgen um sechs Uhr erwa-
che ich, wenn der Schlüsselbund der Wärterin auf dem Gang
klappert. Dann geht ein leiser, schlurfender Schritt von Zelle
zu Zelle und verkündet einen neuen Tag.*

*Schwere Eisenriegel werden zurückgeschoben. In den
geöffneten Türen erscheinen Gestalten, gähmend, verschlafen
oder keifend in übernächtiger Gereiztheit.*

*Wasserholen. In langer Reihe machen sich die Häftlinge
auf den Weg. Der streng geregelte Trott des Gefängnislebens
hat begonnen.*

*Nachher werden die Zellen ausgefegt. Die kleinen vergit-
terten Fenster öffnen sich auf Minuten, lassen eine Ahnung
der lauen Vorfrühlingsluft herein. Die Bettstelle wird hochge-
klappt, schnappt in ein Schloß an der Wand ein, das nur die
Wärterin öffnen kann.*

*In einem riesigen Topf wird von zwei Frauen der Morgen-
kaffee herangeschleift. Er ist graubraun, wenig vertrauener-
weckend, – aber sehr heiß. Dazu gibt's ein Stück Schwarz-
brot. Das ist das tägliche Frühstück.*

*Unabänderlich folgen diese Dinge an jedem neuen Mor-
gen aufeinander. Kurze Minuten des Alleinseins.*

*Dann ein neues Klappern des Schlüsselbundes. Die Tür
fliegt auf.*

*„Fertigmachen zum Verhör! In fünf Minuten geht das
Polizeiauto!“*

III A. 9228.

Wir steigen in den großen, grüngestrichenen Wagen.

*Jeden Morgen dasselbe Bild: Sechs oder sieben ganz ver-
schiedene Frauen hocken auf den Bänken. Die einen drücken
sich verängstigt in die Ecke und schweigen. Die anderen rük-
ken dicht zusammen, schwatzen drauflos, sobald die Tür ge-
schlossen ist, – sie wollen die kurze Viertelstunde ausnutzen,
in der sie Gesellschaft haben.*

*Jede von uns hat ihr Schicksal. Von den meisten wissen
wir nicht viel, – sie fahren diesen Weg nur einmal mit uns,*

aus ihren raschen, aufgeregten Worten ist nicht klar zu werden.

Aber es gibt ein paar Frauen, sie sind nun schon mehrmals dabei gewesen. Wir begrüßen uns beim Einsteigen als alte Bekannte. Da ist ein kleines, rotblondes, achtzehnjähriges Ding. Man merkt ihr noch an, daß sie einst „bessere Tage gesehen“ haben muß, – gerade weil sie es nicht so oft unaufgefordert erzählt, wie manche andere Insassin unseres Wagens. Zweimal in der Woche macht sie die Fahrt mit, um sich im Zimmer des Anstaltsarztes eine Salvarsanspritze zu holen. Sie hat in vier Wochen Verhandlung. In einer Kneipe soll sie einem Mann zwanzig Mark weggenommen haben. Sie bestreitet das entrüstet: Der Kerl sei betrunken gewesen und habe ihr das Geld geschenkt.

Neben ihr sitzt eine vergräme, verkümmerte Frau, den Kopf in die Hände gestützt, hin und her schwankend mit den Bewegungen des Wagens. Sie ist vollständig verzweifelt.

Beinahe täglich transportiert man sie zum Untersuchungsrichter. Der redet dann stundenlang auf sie ein, sie solle doch endlich ein Geständnis ablegen.

Vor zwei Jahren ist sie von ihrem Mann geschieden worden. Der hatte sie gereizt und gequält und schließlich geprügel, um sie loszuwerden, ohne für ihren Unterhalt sorgen zu müssen. Als sie dennoch sich hartnäckig einer Scheidung widersetzte, brachte er es durch geschickte Manöver dahin, daß sie in eine Irrenanstalt gebracht wurde. Darauf zog er mit einer anderen zusammen.

Es gelang der Frau, sich mit einem Freunde aus ihrer Mädchenzeit in Verbindung zu setzen. Der besorgte einen Anwalt. Die Entlassung aus der Anstalt wurde durchgesetzt. Jetzt wollte sie die Scheidung, selbstverständlich mit voller wirtschaftlicher Sicherstellung durch den Mann. Endlich erreichte sie das.

Aber nach wenigen Monaten wurde sie plötzlich verhaftet. Und nun saß sie schon ein Jahr lang in Untersuchungshaft. Ihr geschiedener Mann hatte sie wegen Meineid angezeigt. In der Scheidungsverhandlung hatte sie eidlich bestritten, mit ihrem Jugendfreund intime Beziehungen gehabt zu haben. Durch diese Aussage erlangte sie volle wirtschaftliche Versorgung. Jetzt wurde sie in immer wiederholten Kreuzverhören befragt, ob sie nicht damals die Unwahrheit gesagt hätte.

Jeden Tag erzählte sie mir auf der Fahrt dieselbe Geschichte mit denselben Worten. Sie war durch die lange Haft völlig zermürbt. Sie hatte nicht mehr die Kraft, sich entschlossen zur Wehr zu setzen. Mit dumpfer Angst und ohne rechten Glauben an den Sieg ihres Rechts sah sie der Verhandlung entgegen.

Jeden Morgen fährt unser Wagen durch die gleichen Straßen. Manche von den Insassinnen, besonders die jungen Mädchen, die man irgendwo aufgegriffen hat, versuchen eifrig, durch das eng vergitterte, winzige Fensterchen einen Blick hinauszuwerfen. Gierig sehnen sie sich nach dem freien Leben draußen, das für sie plötzlich unerreichbar fern geworden ist.

Es ist nachts noch einmal Schnee gefallen. Die Stadt liegt zu dieser frühen Stunde ganz im frischen Weiß. Bei uns im Wagen ist es bitter kalt. Die Frauen zittern in ihren dünnen Kleidchen, vor Kälte und vielleicht auch vor innerer Erregung.

Grete, die Betrügerin.

Heute ist eine Neue dabei. Grete ist erst vor wenigen Tagen ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert worden. Früh morgens hatte man sie und ihren alten Vater aus der gemeinsamen kleinen Kammer geholt.

Für diese Mansarde mußten sie eine unverhältnismäßig hohe Miete zahlen. Bis vor kurzem war alles gut gegangen. Das Mädchen hatte eine gut bezahlte Stellung als Sekretärin eines großen Betriebes gehabt. Aber bei einem allgemeinen Abbau hatte sie ihren Posten verloren. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, etwas Neues zu finden. Ohne Erfolg. So mußte sie mit ihrem Vater von dem Stempelgeld leben, das sie wöchentlich abholen konnte.

Der nächste Monatserste kam, die Miete wurde fällig, nirgends war das notwendige Geld aufzutreiben. Noch gab das Mädels die Hoffnung nicht auf. Sie hatte doch glänzende Zeugnisse. Bald, in Tagen, in wenigen Wochen würde sich etwas finden. So rechnete sie mit jugendlichem Optimismus.

Als der Hauswirt, ein brutaler, unangenehmer Patron, mit einer Räumungsklage drohte, stellte sie ihm einen Wech-

sel auf kurze Sicht aus. Sie glaubte bestimmt, daß bis dahin alles in Ordnung sein würde. Jeden Tag lief sie doch aufs Arbeitsamt, meldete sich auf alle freien Stellen, die in der Zeitung ausgeschrieben wurden. Aber alles blieb umsonst.

Am Fälligkeitstermin machte der Hausherr eine schreckliche Szene. Er war unter all seinen Mietern verrufen. Es gingen dunkle Gerüchte über ihn um: Er sollte mehrere Mädchen, die wirtschaftlich von ihm abhängig waren, in schlimmster Weise belästigt haben, bis er sie durch Drohungen und Versprechungen seinen Wünschen gefügig gemacht hatte. An diese Dinge dachte die kleine Stenotypistin wohl, als sie ihm auf seine wütende Beschimpfungen kurz und entschieden antwortete.

Nach ein paar Tagen saß Grete wegen Betrugs im Gefängnis. Das Gesetz hatte dem wirtschaftlich Stärkeren das Recht gegeben, ihr auch das letzte, die persönliche Freiheit, zu nehmen.

Anfangs hatte sie noch Hoffnung. Es war doch unmöglich, daß man sie verurteilte, nur, weil sie die Miete nicht bezahlt hatte. Sie war doch keine Betrügerin. Sie hatte doch bestimmt damit gerechnet, bald wieder Arbeit zu finden. Sie glaubte an eine Gerechtigkeit. Aber der Buchstabe des Gesetzes war gegen sie. Die Betrugsanzeige lag vor. Der Hauswirt zweifelte an ihrem guten Glauben, behauptete, sie habe ihn wissentlich um sein Geld gebracht.

Als sie einsah, daß man ihr nicht glaubte, änderte sie plötzlich ihre Haltung. Aus der Verfolgten und Bedrängten wurde eine bösertige Angreiferin. Mit sachlichen Gründen war sie nicht weiter gekommen. Jetzt „packte sie aus“. Wo nahm denn gerade dieser Kerl das Recht her, sie und ihren Vater ins Gefängnis zu bringen! Und sie erzählte alles, was sie jemals in ihrem Hause über diesen Mann gehört hatte.

Damit verschlimmerte sie natürlich nur ihre Lage. Jetzt kam eine neue Klage wegen Verleumdung dazu. Aber nun war ihr alles gleichgültig. Jede Scheu war gefallen.

Schon morgens im Wagen berauschte sie sich mit wilden Worten an der eigenen Wut, schilderte, wie sie es diesem Halunken heute wieder besorgen würde.

An der Gemeinheit des anderen hatte sich ihr eigener, blinder, rücksichtsloser Haß entzündet.

Verhör.

Jeden Morgen schleuderte das schwere, große Polizeiauto vor der Einfahrt in den Hof des Polizeigefängnisses in derselben scharfen Kurve. Die Mädchen wurden auf den Bänken durcheinandergeschleudert und flogen lachend oder fluchend auf die andere Seite. Die Töpfe mit Essen klirrten. Ein Milchtopf fiel um. Manchmal gröhlte auf der anderen Seite des Verschlages eine Männerstimme. Dann hielt der Wagen. Draußen wurde ein schweres Tor geöffnet und wieder geschlossen. Wir stiegen aus. Und nun ging jede wieder ihrem eigenen Schicksal entgegen: ins Zimmer des Amtsarztes, zur Verhandlung, zum Untersuchungsrichter.

Nach der morgendlichen Fahrt im Polizeiauto folgt als nächster, unabänderlicher Punkt meines täglichen Programms das Verhör.

Drei, vier, fünf Stunden vormittags und nachmittags sitze ich dem Untersuchungsrichter gegenüber, einem ernsten, ruhigen, in seiner Haltung entschiedenen Manne.

Natürlich ist meine Stellung ihm gegenüber zwiespältig. Daß er nur seine Pflicht tut, ist ja selbstverständlich. Er brauchte es mir gar nicht so oft zu versichern, wie er es tut. Seine Aufgabe ist es, die Verhandlung vorzubereiten, soviel wie möglich aus dem Angeschuldigten herauszubekommen. Und seine gründlichste Vorarbeit wäre natürlich ein umfassendes Geständnis des Angeklagten.

Das ist ja alles ganz einfach, wozu soll man viel Worte machen, warum wird dieser simple Tatbestand mit Phrasen und falschen Liebenswürdigkeiten umnebelt? Es ist und bleibt ein Kampf, den ich hier zu bestehen habe. Meistens bleibt es bei einem Kampf mit rein geistigen Mitteln. Mein Gedächtnis kämpft gegen geschulte, amtliche Neugier. Mein gutes Gewissen hat sich zu wehren gegen weit hergeholt, erklügelte, zuweilen offensichtlich unsinnige Anschuldigungen.

Manchmal freilich ändert sich plötzlich der Ton, manchmal scheint der Herr Untersuchungsrichter zu vergessen, daß ich noch keine überführte Verbrecherin bin.

Vor ihm auf dem Tisch stehen die Kästen meiner Krankenkartotheken. Dort sind die Krankengeschichten meiner Patienten aufgezeichnet, – die Arbeit vieler Jahre. Jetzt suchen seine Finger achtlos in den Kartenstößen, ziehen hier

und da Blätter heraus, schichten sie auf, werfen sie durcheinander, – wühlen in diesen Karten, die für mich lebendige Schicksale bedeuten. Für ihn sind es Namen, Verbrechen.

Er hält eine Karte in der Hand, liest, stellt Fragen. Ich antworte. Ich versuche, mich an die Einzelheiten des betreffenden Falles zu erinnern. Auf einmal habe ich den Zweck dieser einseitig geführten Unterhaltung vergessen. Mir sind die Einzelheiten wieder eingefallen, – der Mensch steht wieder vor mir, von dem hier die Rede ist: seine Gestalt, seine Stimme, sein Leiden. Ich bin für einen Augenblick allein mit mir, ich halte eine andere Abrechnung, die nicht für den Untersuchungsrichter und seine Akten bestimmt ist.

War immer alles richtig gewesen? Hatte ich immer den ganzen Menschen gesehen in dieser armen, gequälten Frau, in jenem unerfahrenen Mädchen?

Die Stimme des Richters reißt mich aus meinen Gedanken:

„Kam nicht etwa die Patientin zu Ihnen mit dem ausgesprochenen Wunsche der Schwangerschaftsunterbrechung? Haben Sie nicht gerade in diesem Fall geholfen, weil Sie Mitleid mit ihr hatten?“

Ich reie mich zusammen. Plötzlich wächst in mir das Bedürfnis, die Sinnlosigkeit dieses ganzen Verfahrens herauszuschreien, – dem Untersuchungsrichter die Karte, das Schicksal aus den Händen zu reißen, ihm zuzurufen: Das sind lebendige Menschen, über deren Leid kein Gericht der Welt urteilen kann! Jedes dieser Frauenschicksale trägt sein eigenes, unerbittliches Urteil schon in sich selbst!

Aber ich beherrsche mich. Ich versuche, kühl und überlegt zu antworten. Ich erinnere mich, daß ich in einem Kampfe stehe, in dem jeder Schritt, jedes Wort genau überlegt werden müssen. Ich beziehe meine Abwehrstellung: „Ich bestreite, daß ich mich in diesem Falle nur von sozialen Motiven zur Unterbrechung bestimmen ließ. Es war meine Ansicht als Ärztin, daß gerade hier die Austragung der Schwangerschaft mit einer erheblichen Gefahr für die Gesundheit, vielleicht sogar für das Leben der Mutter verbunden gewesen wäre.“

Weiter gehen die Fragen. Der Richter stellt sie, eine nach der anderen, sachlich und kalt. Er ist ja nicht, wie der Arzt, menschlich an jedem einzelnen Schicksal interessiert. Er will nur untersuchen, einen Überblick bekommen, Material sammeln. Er will eingeweiht sein, wo ich mitempfinde und daran

denke, wie unendlich und sinnlos die Kreatur leiden mußte.

Arzt und Richter, — die beiden Berufe sind feindlich und müssen es wohl sein. Sie sind durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt.

Der Sekretär.

Neben dem Richter sitzt der Sekretär. Ein ehrliches, menschliches Gesicht.

Er arbeitet flink. Seite um Seite der großen Aktenbogen füllt sich. Die Schreibmaschine hält alle die unzähligen Frauenschicksale erbarmungslos auf dem Papier fest. Wie wenig bleibt übrig von dem wirklichen Geschehen, von dem lebendigen Menschen, — wenn Blut und Leiden sich in Buchstaben, in sauber geschriebene Seiten verwandeln.

Auch der Sekretär tut nur seine Pflicht. Aber das bedeutet für ihn nicht ein restloses Aufgeben jeder eignen, menschlichen Empfindung. Zuweilen begegne ich seinen Augen, die hastig unter der Brille nach mir herübersehen. In den ersten Tagen habe ich gedacht, das sei ein gewisses neugieriges Interesse, weil er über meinen „Fall“ irgendetwas in den Zeitungen gelesen hätte. Aber allmählich habe ich das deutliche Gefühl, dieser Mensch hätte ein Verstehen für die Dinge, die er in seine Maschine schreibt. Mit seinen Typen hämmert er ja am lebendigen Geschick gepeinigter Menschen.

Wenn seine tüchtigen Finger fünf, sechs, sieben Stunden lang über die Tasten gerast sind, packt er seine Maschine zusammen und nimmt den Stoß Blätter an sich, der heute wieder vollgeschrieben worden ist. Dann verläßt er das Zimmer des Richters mit leisem, höflichem Gruß. Ist er nur müde von seiner Arbeit? Oder lastet auf ihm nicht auch das niederdrückende Gewicht der Schicksale, die buchstäblich durch seine Hände gegangen sind?

Dann werde ich abgeführt. Noch habe ich eine halbe Stunde oder auch eine ganze zu warten, ehe das Polizeiauto mich wieder in die Haft zurückbringt.

Ich muß an den Sekretär denken. Ich bilde mir ein, daß er, anders als der Richter, eine wirklich menschliche Beziehung zu all diesen Leben haben muß, die jetzt Tag um Tag durch Fragen zerfetzt, durch Anklagen und Nachforschungen angeprangert werden. Es ist fast so etwas wie eine ver-

traute, freundschaftliche Beziehung, die ich mir einrede.

Aber – auch er ist ja ein Mann.

Und da ist die eine, schwerste Frage wieder, die mich nun seit Tagen peinigt: Kann ein Mann überhaupt über die Dinge urteilen, die hier zur Vernehmung kommen? Begreift und erfährt er wirklich die ganze Tiefe dieser Leiden, – kann er sie mitfühlen und ausschöpfen?

Ich muß immer mehr daran zweifeln.

Da hat sich noch eine neue Kluft aufgetan. Ich bin nicht nur als Gefangene vom Richter –, ich bin als Ärztin vom Juristen weltenweit entfernt.

Als Frau stehe ich dem Mann gegenüber. Ich muß als Frau die Sache der Frau gegen das Gesetz, gegen das Gericht der Männer verteidigen.

Soll ich diesen Kampf von vornherein verloren geben?

Abends.

Der große Wagen fährt vor. Dieselben Frauen und Mädchen vom Morgen steigen ein, dazu ein paar andere, neue. Jede berichtet mit ein paar Worten die Erlebnisse des Tages. Eine hat ein halbes Gramm Salvarsan eingespritzt bekommen und mußte dann den ganzen Tag bis zum Abtransport warten. Eine andere ist unter stundenlangem, schärfstem Kreuzverhör fast zusammengebrochen. Grete sitzt da und lacht. Heute hat sie es dem widerlichen Hauswirt aber gegeben! Heute hat sie ausgepackt – aber feste!

Ganz in der Ecke kauert eine Neue, ein ganz junges Ding, verängstigt und scheu. Sie fragt, ob die Aufseherin sehr streng sei, ob man auch satt würde, ob es Wanzen gäbe? Sie wird von den andern zuerst ein bißchen aufgezo-gen. Sie schwindeln ihr die haarsträubensten Sachen vor. Dann begreift sie, muß lachen, der Kontakt ist hergestellt.

Im Gefängnis wird sie eingeteilt, in eine Zelle abgeführt, wie wir andern. Es ist schon Abend, in den Zellen brennen jammervolle, halbausgeglühte Birnen. Bald hört man drau-ßen wieder die schlurfenden Schritte, das Schlüsselgerassel. Aus den großen Eßkübeln bekommt jede von uns ihre Portion zugeteilt.

Dann werden wir allein gelassen in unseren grauen, engen vier Wänden.

Endlos sind die einsamen Abendstunden in der Zelle.

In den ersten Tagen hier habe ich gedacht, ich könnte diese Öde, diese trostlose Leere nicht ertragen. Dann habe ich mich daran gewöhnt. Und jetzt sind diese Stunden mir die liebsten des ganzen Tages.

Da halte ich Abrechnung mit allem, was heute besprochen wurde, was wieder in meine Erinnerung zurückgerufen wurde. Mit Menschen und Ereignissen, mit der Vergangenheit, mit meinem Beruf.

Draußen verebben allmählich die Geräusche des Gefängnislebens. Ein entferntes Lachen, – ein schlurfender Schritt. Dann Ruhe, völlige Ruhe...

Die Hunderte von Frauen und Mädchen ziehen an mir vorbei, mit ihrem Leid, ihren Kämpfen, ihrer Verzweiflung, ihren Hoffnungen. Alle hatten sie geliebt und gelitten und um ihr Glück gekämpft, – mehr oder weniger gut, mehr oder weniger geschickt. Jedes dieser Schicksale war vom andern verschieden. Und doch gehörten sie alle zusammen. Jede von ihnen dem allgemeinen, unentrinnbaren Geschlechtsschicksal unentrinnbar verbunden. Mochten sie als einzelne in Stolz oder Elend, in Hochmut oder Verkommenheit jede Gemeinschaft ablehnen, – irgendwann einmal war für jede von ihnen die Stunde gekommen, wo sie sich als Frau fühlen mußte, wo sie einbezogen wurde in die große, einheitliche Schwesternschaft, in den unerbittlichen Orden, dem alle Frauen zeitlebens angehören, der ihnen allen Leid und Bitternis auferlegt.

Aus ihren Schicksalen, aus meiner Erinnerung an Hunderte von ihnen wuchs allmählich eine Aufgabe, die immer umfassender und dringlicher wurde. Ich kannte sie. Zu mir hatten sie gesprochen, vor mir hatten sie ihren Körper enthüllt und ihre Herzen.

Und nun stand ich für sie alle vor dem Richter und sollte ihr schweres Dasein bezeugen.

Bis jetzt hatte ich in meinem Beruf gelebt und diesen Beruf geliebt. Aber ich war ein einzelner geblieben. Über meine helfende, ärztliche Tätigkeit hinaus hatte ich mich für die anderen, die Frauen, nicht verantwortlich oder auch nur mit ihnen verbunden gefühlt. Nun verlangte man von mir letzte, persönliche Hingabe. Ich erlebte eine neue, bewußte Einstellung zu all den Schicksalen, die ich vertreten mußte.

Ich durfte mich dieser Aufgabe nicht entziehen...

Deshalb habe ich alle diese Menschenschicksale, die mit mir die langen Tage der Untersuchungshaft geteilt haben, festgehalten und lege sie hier in die Hände aller Frauen.

Beruf.

Zu jedem Beruf gehört eine wirkliche innere Neigung. Das ist eine Feststellung, die im Zeitalter wachsender Arbeitslosigkeit banal und frivol zugleich klingt. Dennoch bleibt sie im Grunde wahr.

Für den jungen Mediziner gilt sie doppelt gewiß.

Er studiert seine zehn, zwölf Semester. Macht die Examina. Dann kommt das praktische Jahr, die Assistenzarztzeit. Und dann kann er, wie der muntere Ausdruck lautet, auf die Menschheit losgelassen werden.

Dies Gefühl des Losgelassenwerdens schließt vielerlei andere Empfindungen und Hoffnungen ein. Der junge Arzt ist befreit vom Druck der Lehrjahre und fühlt die tiefe Befriedigung, endlich jemand zu sein, etwas leisten, Verantwortung auf sich nehmen zu können.

Jetzt erst entscheidet sich endgültig, ob er die wirkliche Eignung für seinen Beruf hat oder nicht. Diese Eignung kann an sich vorhanden sein oder sich aus Arbeit, Erfahrung und wachsender Einsicht heraus nun noch bilden. – Sonst wird der approbierte Arzt zeitlebens ein armer Stümper ums Brot bleiben.

Wem es ernst ist um seinen Arztberuf, der fühlt von nun an einen besonderen, ausdrücklichen Stolz auf seine Arbeit. Die im Munde seiner Lehrer abgenutzten Phrasen vom „edelsten Beruf der Welt“ bekommen plötzlich einen Inhalt. Der junge Arzt fühlt sich als der eingesetzte Helfer der leidenden Menschheit. Und er empfindet das Gewicht dieser Verantwortung doppelt in diesem ungewissen, lastenden Jahrhundert.

Mag die Menschheit, so denkt er wohl, zerissen sein in hundertfache Parteiungen, mag sie immer neue Formen der Selbstquälerei mit fürchterlicher Phantasie ersinnen, – gerade für dieses kranke Jahrhundert wird der Arzt um so wichtiger sein!

Was gehen ihn Kampf und Not und Kriege an. Er will heilen und helfen. Mögen alle anderen Berufe durch die un-

gewisse politische und wirtschaftliche Entwicklung ent wurzelt werden: den Arzt wird man immer und nun erst recht brauchen.

So wird der junge Arzt sich einer hohen, besonderen Mission inmitten einer Zeit bewußt, die alle Werte als fraglich und schwankend empfindet.

Freilich – aus diesem Stolz auf seine herausgehobene Stellung, aus seiner Unentbehrlichkeit kann sich leicht eine hochmütige Isolierung entwickeln.

Ungeheuer groß ist die Gefahr für den jungen Arzt, den Blick für die allgemeinen Nöte zu verlieren. Er spezialisiert sich, beschränkt sein Blickfeld auf den engsten, körperlichen Begriff der Krankheit, ohne zu verstehen, auf welchen sozialen und menschlichen Nährböden die körperliche Krankheit sich zu immer neuen Formen entwickelt.

Deshalb sind die ersten praktischen Jahre gerade heute für ihn von ausschlaggebender Bedeutung. In diesem Zeitraum, wo er unter Leitung älterer Kollegen in den Geist seines Berufs eingeführt wird, wo sich sein Standesgefühl eigentlich erst bildet, wo er die besonderen Anschauungen und Sorgen seines Arztlebens zum ersten Male deutlich erlebt, entscheidet sich für ihn alles.

Es ist ein Glück, wenn er gleich zu Beginn einen Begriff von der großen Fraglichkeit alles menschlichen Wirkens erfährt. Wenn sein Stolz auf den „vornehmsten aller Berufe“ einen Stoß erhält. Wenn er die tiefen, unentrinnbaren Zusammenhänge aller – nicht nur der körperlichen – menschlichen Leiden versteht...

Polizeistation.

Das Krankenhaus war ein Bau aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ein wenig schöner Kasten mit einer plump-aufdringlichen Prachtfassade und vielen verzwickten Flügeln.

Dahinter lagen in einem großen Garten mehrere graue Einzelgebäude. Ein paar alte, schöne Bäume inmitten des zertretenen Rasens gaben Schatten und den Eindruck stadtferner Ruhe.

In einem dieser Häuser befand sich die Polizeistation des Krankenhauses. Die Jahre, die ich hier als Assistenzärztin

zubrachte, gehören zu den ereignisreichsten meines Lebens. Tiefste menschliche Eindrücke habe ich hier empfangen; vieles Schwere, Bedrückende – und doch auch manches Schöne und Haftende.

Das Leben hier war geregelt wie in einer Kaserne.

Jeder Tag hatte seine genaue Einteilung. Dienst und Freistunden waren für lange im voraus festgelegt. Jeder Assistenzarzt hatte sein eigenes kleines Zimmer im Hause, das er, so gut es ging, persönlich herzurichten bemüht war.

Wir alle, der Chef und die Kollegen, das Pflegepersonal und die Patienten, waren umschlossen von hohen Mauern, die uns von der Außenwelt trennten. Draußen lärmte die Straßenbahn, hupten die Autos, – flutete das unaufhörliche Treiben des Alltags, der Gesunden vorbei. Bei uns herrschte Stille, Ordnung und jene gewisse, bestimmte Atmosphäre des Leidens und der Krankheit, die nur selten schrill von einem Schrei durchbrochen wurde, der aus einem gequälten Körper brach.

Auch das Kranksein hatte sein Gleichmaß und seine tägliche Ordnung. Von den Pflegenden forderte diese Ordnung Ruhe und ständige Bereitschaft. Von den Gepflegten Unterordnung und Sich-Bescheiden.

Diese gegenseitige Stellung blieb immer die gleiche. Nur die Menschen, die nach dieser Ordnung lebten, wechselten unaufhörlich. Manche traten nach kurzer oder langer Krankenzeit froh und gesund aus dem Portal des Hauses. Manche wurden frühmorgens, im verdeckten Wagen, durch das Gartentor hinausgefahren und wußten nichts mehr davon.

In der polizeilich beaufsichtigten Abteilung des Krankenhauses war das Gesundwerden eine Pflicht. Natürlich forderten viele unserer Patienten die Heilung aus eigenem Willen. Aber sehr viele waren ja durch amtliche Verfügung hierhergekommen, empfanden das als einen Eingriff in ihr Leben, als eine ungerechtfertigte Einmischung.

Alle aufgegriffenen Mädchen und Frauen, die als krank befunden worden waren und deren Heilung das Gesetz vorschrieb, wurden hier eingeliefert.

Jeden Mittag gegen zwei Uhr rollte derselbe schwere Wagen vor unser Gebäude. Dort warteten immer schon neugierige Zuschauer.

Aus den anderen Abteilungen kamen sie, richteten ihre

Gartenspaziergänge so ein, daß sie „zufällig“ zu dieser Stunde gerade da waren. Meistens waren es junge Burschen, die mit taktloser, lüsterner Gespanntheit darauf warteten, was der bekannte Wagen denn nun heute wieder für „Neue“ ausspeien würde.

Und nun stiegen sie aus:

Frauen, Mädchen, junge, welche, muntere und traurige. Manche blieben stehen und sahen sich herausfordernd um. Andere gingen schnell, mit abgewandtem Gesicht zum Tor, das sich alsbald hinter ihnen schloß.

Kurz danach ging das Telefon im Zimmer des diensthabenden Assistenzarztes. Die Abteilungsschwester meldete die „Eingänge“.

Jede Neuangekommene wurde zunächst eingeteilt und bekam Bett und Zimmer angewiesen. Ihre Personalien wurden nachgeprüft. Sie wurde auf Ungeziefel untersucht, gebadet, gekämmt, bekam saubere Anstaltskleidung. Dann erst wurde sie dem Arzt zur Untersuchung vorgeführt.

Die ärztliche Tätigkeit auf dieser Polizeiabteilung war eng umrissen und in ihrer Form vollständig festgelegt. Die ersten Fragen, die an jedes Mädchen gerichtet werden mußten, waren immer die gleichen:

„Waren Sie früher schon einmal krank? Wann hatten Sie den ersten Verkehr? Wer hat Sie angesteckt? Haben Sie gewußt, daß Sie krank sind? Wer hat Sie angezeigt? Warum sind Sie denn nicht freiwillig zum Arzt gegangen?“

Es lag System in diesen Fragen, – ein höchst bewußtes und gewolltes System, das den ganzen Abstand zwischen dem Arzt und diesen Kranken, die ja zugleich Gefangene waren, betonen sollte. Das spürten alle diese Frauen sofort. Und vom ersten Augenblick an reagierten sie ganz verschieden darauf.

Die eine paßte sich sofort an, gab gern und ausführlich Auskunft, versuchte, ihre Lage durch Bereitwilligkeit von Anfang an zu erleichtern. Andere waren schüchtern und zurückhaltend – und die waren meistens ehrlicher als die Unterwürfigen. Wieder andere waren kurz angebunden, frech, betonten in herausfordernder Weise das Dirnenhafte, erklärten von allem Anfang an diesem Krankenhaus, dieser Institution, der verhaßten Obrigkeit den Krieg. Sie alle mußten mit der gleichen Sorgfalt untersucht werden. Dann wurde für jede einzelne die Art der Behandlung bestimmt und die voraussichtliche Dauer des Spitalaufenthalts festgelegt.

Alle waren sie krank, Dutzende, Hunderte von verseuchten Körpern standen und lagen vor dem untersuchenden Arzt. Die eine hatte einen frischen Tripper, jene andere Alte dort war seit Jahren hier Stammgast und hatte sich – zum wievielten Male? – wieder einmal nicht rechtzeitig zur regelmäßigen Untersuchung gemeldet und war nun eingeliefert worden, – krank, wieder krank, natürlich. Und bei jener dritten dort war der ganze Körper mit Borken und eitrigen Geschwüren bedeckt.

Sie alle kamen in die strenge Ordnung der Anstalt. Die ärztlichen Anordnungen wurden vom Pflegepersonal genau befolgt, die Kuren mit Protargol, Salvarsan, Wismut mit unerbittlicher Gründlichkeit durchgeführt.

Heimlicher Kriegszustand.

Ich hatte mich auf diese Station gemeldet. Ich hatte geglaubt, meinen Willen zum Helfen, meine Bereitschaft zu dem großen und schönen Werk des Arztes nicht besser erfüllen zu können, als an dieser furchtbarsten aller Elendsstätten.

Als ich erst kurze Zeit hier arbeitete, war ich oft der Verzweiflung nahe. Mir kam die Strenge unmenschlich vor. Ich wurde durch die Eintönigkeit dieser ewig gleichen Arbeit ermüdet und abgestoßen. Ich glaubte, in diesem harten Kloster der zwangsweisen Heilung nicht lange arbeiten zu können.

Aber allmählich wurde mir immer klarer, daß mit den Untersuchungen und Anordnungen meine ärztliche Tätigkeit bei diesen Frauen nicht zu Ende sein durfte.

Es kam immer öfter vor, daß meine Patientinnen, nachdem sie die üblichen Fragen beantwortet hatten, stehenblieben und mich zögernd anblickten, als warteten sie auf ein persönliches Wort, auf eine einfache, teilnehmende Frage.

Was sollte ich sagen? Ich war selbst noch jung, unerfahren, hatte kaum die Möglichkeit, diesen umhergetriebenen, gequälten Menschen einen wirklichen Rat zu geben, ja, sie auch nur auf die rechte, tröstende Art anzusprechen. Aber ich war eine – Frau. An mich wandten sie sich in ihrer Verlassenheit, an diesem Ort, wohin sie gegen ihren Willen gebracht worden waren.

Da standen sie nun vor mir, – nicht mehr Krankengeschichte Nr. soundsoviel, sondern Menschen, arme Teufel, ge-

schlagene Kreaturen. Und ich begriff, daß sie ganz anders krank, in einem viel tieferen Sinne behandlungsbedürftig waren. Tripper, Syphilis, die zufälligen Krankheiten, die sie hierher gebracht hatten, die würden geheilt werden, dazu waren wir amtlich angestellten Ärzte ja da. Aber sonst kümmerte sich niemand um diese Unglücklichen. Und wenn sie eines Tages gesund waren, dann entließ man sie, – und draußen begann für sie alles wieder von vorn...

Es war nicht leicht, den Weg zu diesen verschlossenen Herzen, zu diesen oft höhnnenden, aus Notwehr böse gewordenen Frauen zu finden. Auch in mir sahen sie zuerst einmal den Arzt, den Vorgesetzten, der jetzt und auf Wochen oder Monate hinaus ihr Schicksal in der Hand hatte. Andere wieder spürten in mir die Frau aus bürgerlichen Kreisen und konnten nur schwer Vertrauen fassen. Manche auch, besonders solche, die nicht zum ersten Male hier waren, belächelten meine Bemühungen um Verständnis und Aussprache beinahe mitleidig. Einige von ihnen waren ja schon mehr als zwanzigmal hier eingeliefert worden! Sie kannten das Leben besser als ich.

Anfangs konnte ich nicht recht verstehen, warum diese eingekerkerten Patientinnen uns Ärzten so feindselig oder unaufrichtig gegenübertraten.

Schließlich wollten wir ihnen doch helfen, mochten sie auch vielleicht nur widerwillig hierher gekommen sein.

Aber wir waren für sie nicht nur Tyrannen und Kommandeure, – wir waren vor allem Wesen aus einer anderen Welt, aus einer anderen Lebensschicht. Und sie wußten aus Erfahrung, daß wir sie nicht verstehen würden und auch gar nicht verstehen wollten.

Mehr als einmal wurde mir das direkt ins Gesicht gesagt.

Ich selbst hatte ja nur mit Mühe die festgefrorenen Vorurteile meiner bürgerlichen Erziehung gegenüber diesen „Gefallenen“ überwinden können. Nur allmählich gelang es mir, mit ihnen Fühlung zu bekommen, ihr Zutrauen Schritt für Schritt zu erobern.

Und da sah ich ein, daß an dem heimlichen Kriegszustand, der eigentlich immerfort in unserer Anstalt herrschte, nicht die Frauen allein schuld waren.

Wir Ärzte traten ihnen ja allesamt voreingenommen entgegen. Keiner von uns war bewußt übelwollend, – wenigstens

habe ich das niemals beobachten können. Aber keiner von uns tat mehr als seine festgelegte ärztliche Pflicht. Im übrigen wurde jede menschliche Berührung möglichst vermieden.

Der Chef.

Der Ton und die ganze Stimmung in einer solchen Anstalt hängen natürlich vielfach vom Chef ab. Nach ihm richten die Assistenten und alle Helfer bis hinab zum letzten Hilfswärter ihre Einstellung zu den Kranken.

Unser Chefarzt war eine eigene Persönlichkeit.

Vor Jahrzehnten, schon als junger Arzt, war er eigene Wege gegangen und hatte Arbeiten veröffentlicht, die auf seinem speziellen Gebiet bahnbrechend waren. Er war ein kräftiger und kerngesunder Mann. In seinem mächtigen Körper steckte in harmonischer Einheit eine offene Seele. Er war geschlossen, gefestigt. Aufwühlende Kämpfe, zermürbende Zweifel hatte er wohl nie gekannt.

Jeden Morgen kam er in aller Frühe barhäuptig den weiten Weg von seiner entfernt gelegenen Wohnung zu Fuß. Er war ein Mensch, der sich mitten in der großen Stadt die Kräfte und Anschauungen eines gesunden Landjunkers bewahrt hatte. Bei der Natur war er in die Schule gegangen, sie nannte er immer wieder seine beste Lehrmeisterin. Für alles Schöne und Wohlgeformte, das sie hervorbringt, hatte er eine tiefe, verständnisvolle Liebe. Wenn wir jungen Ärzte morgens mit ihm die tägliche Krankenvisite machten, dann konnte er mitunter stehenbleiben und vor einer frisch aufgeblühten Winde oder einer verdorren Efeuranke über Leben und Vergehen philosophieren.

Diese Naturgebundenheit bedingte auch seine restlose innere Sauberkeit. Er mißachtete alles Unreine, alles Dunkle und Verworfenen. Er lehnte es ab, sich auch nur Gedanken darüber zu machen.

Und dieser Mann war der unbedingte Herrscher dieses Hauses!

Er hatte eine Frau, die ihn bedingungslos verehrte, und Kinder, die, in seiner Art erzogen, kaum Konflikte in sein klares Leben bringen konnten.

Eigentlich war es erstaunlich, daß er in jüngeren Jahren für die Errichtung einer Geschlechtskranken-Klinik eingetre-

ten war und sie mit unbeirrbarer Energie durchgesetzt hatte. Nun war er schon seit Jahrzehnten leitender Arzt dieser Abteilung. In dieser Stellung hatte er eigentlich ununterbrochen mit Schmutz und Elend zu tun. Man sollte meinen, daß jeder Mensch von dieser Atmosphäre des Lasters und der Not ergriffen und beeinflusst werden mußte. Aber er, unser Chef, war ein innerlich so gefestigter Mensch, daß er über alle diese Wirrnisse und Qualen hinwegschreiten konnte, ohne selbst davon berührt zu werden.

Es war eben lediglich sein Beruf, zu untersuchen, anzuordnen und die Durchführung seiner Befehle zu beaufsichtigen. Alles andere ging ihn nichts an. Darüber hinaus ging seine Pflicht nicht. Die Prostituierten waren in den Augen dies innerlich unversehrten Mannes keine Frauen, um die man sich menschlich zu kümmern hatte, sondern Abfall, bei dem jedes über eine rein medizinische Tätigkeit hinausgehende Interesse fruchtlos war.

Und dieser harte, unerbittliche Mann war derselbe, der in seinem Garten jede einzelne Blume kannte und liebte, – in dessen Haus eingeladen zu werden für uns junge Ärzte eine seltene und beglückende Unterbrechung unseres schweren Tagewerks war, – der in stundenlangen, eindringlichen Gesprächen es liebte, bis an die letzten Grenzen menschlicher Denkmöglichkeiten vorzudringen und seine Schüler und Mitarbeiter teilnehmen zu lassen an der Klarheit und Tiefe seiner Vorstellungen.

Und dann, beim Abschied, spät abends, vielleicht zwischen Tür und Angel, – plötzlich ein grausames, bitteres Wort: Über den „Fall“ X., über die Patientin Y., die morgen, nach abgeschlossener Heilung, einer Fürsorgeanstalt überwiesen werden sollte. Nicht der leiseste Zweifel an der Richtigkeit und am Charakter solcher staatlichen Zwangsmaßnahmen ist ihm je gekommen. Sie entsprachen seiner geraden, zupackenden Art.

Noch auf dem Heimweg war ich erschüttert durch die Selbstsicherheit dieses prachtvoll ernsten und doch ahnungslosen Mannes. Schweigend ging ich zwischen den vergnügt schwatzenden Kollegen. Und zum ersten Male spürte ich unbestimmte, dumpfe Zweifel:

Was ist eigentlich der Arztberuf? Wo liegt seine tiefste Rechtfertigung? Und wo sind seine Grenzen?

Die Kollegen.

Zwischen mir und den anderen Assistenzärzten der Klinik, mit denen ich stündlich in Berührung kam, herrschte ein kameradschaftlicher Ton. Man war aufeinander angewiesen und versuchte, sich das Leben nicht unnütz schwer zu machen. Mit tieferen Problemen wäre man sicherlich bei vielen von ihnen auf völliges Mißverständnis gestoßen.

Bald hatte ich auch verstanden, warum die Kranken mit den meisten meiner männlichen Kollegen keine Föhlung bekamen, weshalb sie kein rechtes Zutrauen zu ihnen fassen konnten.

Da war der Kollege, der mich zuerst in meinen ärztlichen Pflichtenkreis auf der Polizeistation einföhrte. Er war schon mehrere Jahre hier tätig. Seine täglichen Visiten und Untersuchungen erledigte er rein handwerklich. Nebenher aber, richtiger gesagt, in der Hauptsache, beschäftigte er sich mit bakteriologischen Arbeiten. Sein ganzes Interesse, ja, fast möchte ich sagen: seine Liebe galt den Gonokokken und Spirochäten, deren Leben er eifrig unter dem Mikroskop verfolgte. Er studierte Funktionen und Entwicklungen. Darüber vergaß er völlig die Patientin, von der diese Bakterien gerade stammten. Sie war ein Bazillenträger, ein gleichgöltiges Wesen, dessen lebendiges Schicksal ihn nicht im geringsten kümmerte.

Gelegentliche Fragen und Andeutungen in dieser Richtung verstand er einfach nicht.

Sein Nachfolger war genau das Gegenteil von ihm. Er kam aus einer großen Universitätsklinik und hatte noch die ganze Unbekümmerteit des Akademikers an sich, wie sie in den Studentenromanen der Vorkriegszeit geschildert wird. Er war frisch-fröhlicher Burschenschafter gewesen. Den Arztberuf hatte eigentlich nicht er, sondern sein Vater für ihn ausgesucht. Mit genau der gleichen inneren Berechtigung hätte er Ingenieur, Kaufmann oder Offizier werden können.

Er hatte nur eine einzige, festsitzende kleine Überzeugung: Daß er als akademisch gebildeter Mensch Vorgesetzter sei. Wärter und Schwestern der Abteilung spielten für ihn die Rolle von Unteroffizieren. Die Patientinnen waren die Leute, die Untergebenen, die sich schon bei seinem Anblick zu ducken hatten.

Und das fühlten sie sehr gut. Sie fürchteten ihn. Sie such-

ten jedes Zusammensein mit ihm möglichst abzukürzen. Und da sie nie auf den Gedanken gekommen wären, ihm nur das geringste anzuvertrauen, blieb dieser junge Arzt von jeder sozialen Verpflichtung, von jedem menschlichen Anspruch ausgeschlossen.

Ein anderer Kollege, der einige Monate lang auf unserer Polizeiabteilung arbeitete, sprach im Gegensatz dazu selbst gern und ausführlich über sein Verständnis und seine Einfühlungsgabe. Und tatsächlich ging er mit großer Intensität daran, Kontakt mit jeder einzelnen seiner Patientinnen zu finden. Er konnte stundenlange Gespräche mit ihnen führen. Sogar einen Teil seiner Freizeit opferte er dafür. Dabei war ihm alles wichtig, – Krankheit, Vorgeschichte, Herkommen, Vorstellungswelt und persönliche Wünsche jeder einzelnen. Mit besonderer Gründlichkeit erfaßte er gerade das soziale Schicksal dieser armen Frauen. Oft sprach er mit mir über diese, wie er sagte, tief erschütternden Einblicke.

Allmählich fiel mir auf, daß sich die Patientinnen von diesem „Herrn Doktor“ nicht gern untersuchen und behandeln ließen. Es war wie ein heimliches Komplott, eine Art von passiver Resistenz. Durch Zufall und Kombination erkannte ich den wahren Grund.

Die Kranken mußten beinahe täglich zu dem jungen Arzt ins Sprechzimmer kommen. Dort unterwarf er sie stundenlangen, ausführlichen Verhören, die ihnen unheimlich wurden. Immer persönlicher, immer eindringlicher wurden die Fragen. Er gab sich nicht eher zufrieden, bis sie ihm die letzten Geheimnisse ihres Geschlechtslebens schilderten. Das alles geschah natürlich in den korrekten Formen einer ärztlichen Untersuchung. Und doch merkten diese argwöhnischen Frauen und Mädchen schnell, was diese Verhöre bedeuteten. Eine sagte es der anderen: Für den Doktor sind unsere Erzählungen ein Vergnügen. Er regt sich dabei auf. Es ist seine Art, sich Vergnügen zu verschaffen.

Und von diesem Augenblick an war es mit jedem Vertrauen für diesen jungen Arzt vorbei, der doch mehr als alle anderen sich auch um die menschlichen Nöte seiner Patienten ehrlich gekümmert hatte. Mit unbeirrbarem Instinkt hatten sie die Grenze zwischen aufrichtigem Verständnis und neugieriger Lüsterheit empfunden und jede Vertrautheit abgelehnt.

Die Schwestern.

Die einzigen, denen die Patientinnen ihr Herz unbekümmert ausschütteten, waren die Abteilungsschwestern. Es war keine leichte Pflicht, die langatmigen und oft verworrenen Erzählungen der Kranken geduldig anzuhören. Aber die Schwestern trugen alles gern. Die meisten von ihnen waren einfach und gütig. Viele von ihnen waren durch schlechte häusliche Verhältnisse, manche unter dem Eindruck körperlicher Verunstaltungen zur Wahl dieses schweren Berufes gekommen. Im selbstlosen Dienst für ihre leidenden Mitmenschen fanden sie ihre Befriedigung. Andere hatten einst ein großes, schmerzliches Erlebnis gehabt, eine Jugendliebe, eine Enttäuschung. In der harten Pflicht des Schwesternlebens fanden sie ihr Gleichgewicht wieder.

Meist waren sie nach der aufreibenden Tagesarbeit von zwölf oder noch mehr Stunden todmüde und suchten ihr Bett auf, ohne Kraft und Zeit für unnütze Erinnerungen oder eigene Gedanken und Wünsche zu haben. Und da es zu ihrem Pflichtenkreis gehörte, die leidvollen Schicksale ihrer Pfinglinge anzuhören, vergaßen sie allmählich über so viel fremdem Kummer das eigene, oft mit Kummer belastete Leben.

Es gab natürlich auch resolute, herrschsüchtige Frauen unter diesen Schwestern. Aber diese Sorte war glücklicherweise in unserer Abteilung selten.

Die beliebtesten Pflegerinnen unserer Klinik waren zwei ältliche Schwestern, die seit undenklichen Zeiten hier Dienst taten und in den langen Jahren gemeinsamer Arbeit treue Freundinnen geworden waren. An sie wandten sich die Patientinnen mit all ihren kleinen und großen Wünschen. Rückhaltlos beichteten sie ihnen alles Widrige und Grausame aus ihrem Leben. Die beiden Schwestern berieten dann miteinander und suchten in unermüdlicher Geduld nach Auswegen, nach Ratschlägen. Sie freuten sich über jedes günstige Untersuchungsergebnis, das baldige Heilung und Entlassung versprach. Sie trösteten die Mädchen über den schlechten Befund eines Präparates. Sie kannten keine Müdigkeit – und keine Freizeit für sich selbst.

Zu diesen beiden mütterlichen Wesen kehrten die Entlassenen auch später gern freiwillig zurück. Bei ihnen fanden sie eine Zufluchtsstätte, wo in bösen Stunden ein gutes Wort, an kalten Wintertagen eine warme Suppe für sie bereit war.

Eine Neue.

Eine besondere Gelegenheit aber gab es, – da steigerten die beiden Schwestern ihre liebevolle Fürsorge noch, – da eilten sie noch geschäftiger durchs Haus, – da strahlten ihre guten, alten Gesichter vor Bereitschaft.

Das war, wenn „Neue“ eingeliefert wurden, – junge Mädchen, die zum ersten Male von der Polizei aufgegriffen waren.

Diese Neuen, ich verstand das bald, bildeten für unsere Abteilung das schwerste Problem.

Gestern war in einem Lokal Razzia gewesen, und die Polizei hatte sie mitgenommen. Der Polizeiarzt hatte bei ihnen einen Tripper festgestellt, und sie wußten nicht, wer sie angesteckt hatte. Ja, vielleicht liefen sie schon lange mit der Krankheit herum und hatten keine Ahnung davon gehabt.

Nun standen sie bei uns auf dem Korridor, wartend, mißtrauisch, ängstlich, verstört, verzweifelt. Von den alten Insassen wurden sie abschätzig betrachtet.

Jetzt begann unsere besondere Aufgabe an diesen Mädchen.

Man weiß aus zahllosen Veröffentlichungen, wie schlimm im Gefängnis der Einfluß alter Verbrecher auf junge, zum ersten Male Bestrafte ist. Ähnlich lagen die Dinge bei uns.

Es kam ja wohl einmal vor, daß eine müde, alte Straßendirne so ein junges Ding warnte, ihr abschreckende Dinge erzählte. Aber im allgemeinen traten die eingesperrten Frauen schon aus Selbstbehauptungstrieb nach außen hin frech und sicher auf. Sie wollten natürlich gerade solchen grünen Neulingen imponieren. Und das gelang auch fast immer. Die Eingelieferte sah sich inmitten von erfahrenen, älteren Frauen, die „das Leben kannten“, von denen sie „höchstens was lernen konnte“. Die männlichen Ärzte kümmerten sich nicht viel um die seelischen Konflikte ihrer Patientinnen, mochten sie nun zum zwanzigsten oder zum ersten Male hier sein.

Oft griffen wir ein, – die beiden alten Schwestern und ich.

Acht oder zehn Neue stehen auf dem Korridor herum. Draußen rollt der Transportwagen ab. Ich öffne die Sprechzimmertür, betrachte einzeln die müden, verweinten, böse lächelnden Gesichter.

Da, in der Ecke, steht eine ganz Junge, mit abgewandtem Gesicht. Ich rufe sie. Sie hört nicht. Eine Nachbarin muß sie

erst anstoßen: Los — zier dich nicht! Am Arm muß ich sie hereinziehen.

Da hockt sie nun vor mir. Schweigt. Unterdrückt ihr Schluchzen. Fünf Minuten, zehn Minuten vergehen, ehe ich das erste vernünftige Wort aus ihr herauskriegen kann.

Sie ist ganz hellblond, schlank, eigentlich noch ein richtiges Kind mit glattem, unberührtem Gesicht. Jetzt, da sie endlich die Augen groß zu mir aufschlägt, liegt in ihrem Blick eine ungläubig stauende Frage. Und ich verstehe: Dies Mädchel kann noch gar nicht fassen, was mit ihr vorgegangen ist.

Vor sechs Jahren ist ihr Vater beim Bau vom Gerüst gefallen und ein paar Nächte darauf seinen schweren Verletzungen erlegen. Die Mutter hatte immer schon mit Nähen und Plätten zum Lebensunterhalt beigetragen. Jetzt muß sie von früh bis in die Nacht sich abrackern. Schon mit acht Jahren hatte Gertrud die Wäsche in die Häuser ausgetragen.

Kaum war die kleine Gertrud mit der Schule fertig, mit knapp vierzehn Jahren, mußte sie sich eine selbständige Stellung suchen. Als Zugehämädchen fand sie bei wohlhabenden Leuten eine leidliche Bezahlung. Und weil sie fleißig und arbeitswillig war, wurde sie ganz ins Haus genommen und bekam ihre eigne, enge Stube, die ihr wie ein Prunkgemach vorkam.

Als sie ein paar Monate in dieser Stellung war, kam der Sohn des Hauses vom dritten Semester nach Hause. Das kleine Mädchel gefiel ihm. Er brachte ihr manchmal eine Tafel Schokolade mit, ohne etwas besonderes zu beabsichtigen. Aber als er eines Abends spät heimkam, fand er Gertrud in seinem Zimmer, eifrig in seine mitgebrachten medizinischen Bücher vertieft. Erschrocken sprang sie auf. Er beruhigt sie, neckt sie mit ihrem merkwürdigen Interesse, — für das es doch nur eine einzige Erklärung geben kann. Und dann nimmt er sie, die sich kaum wehrt, mit ins Bett.

Von da ab war die kleine Gertrud völlig verändert. Sie hatte keinen Sinn mehr für ihre Arbeit. Sie dachte immerfort an die nächste Nacht. Würde er wiederkommen und sie holen? Sie vergaß, den Schreibtisch abzustauben, sie zerbrach eine wertvolle Vase, sie versengte beim Bügeln die neue Bluse der gnädigen Frau. Die bemerkte natürlich das verwandelte Wesen Gertruds und beobachtete sie genau. Eines Abends überraschte sie das Mädchen, als es gerade ins Zimmer ihres Sohnes schlich. Rasender Zorn entlud sich über die undank-

bare Gertrud. Am andern Morgen mußte sie ihr Köfferchen packen und verschwinden. Der Herr Student war überhaupt nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Das einzige, was sie aus ihrer schönen Stellung übrigbehalten hatte, war ein schlechtes Zeugnis. Das konnte sie nirgends vorzeigen. Sie lief sich vergeblich die Füße wund. Endlich bekam sie einen Posten als Arbeiterin in einer Werkzeugfabrik. Sie mußte ja froh sein, irgendwo unterzukommen. Neun Stunden täglich hockte sie vor der Werkbank, stumpf und gleichgültig. Am Zahntag lieferte sie der Mutter ihren kümmerlichen Lohn ab.

Eines Tages wurde sie zum Chef bestellt. Der Werkmeister grinste boshaft: Weil du deine Arbeit nicht sorgfältig genug machst.

Verschüchtert steht sie vor dem mächtigen Herrn und erwartet, sofort entlassen zu werden. Aber er verschluckt seine Vorwürfe, faßt sie unters Kinn, tröstet sie: Es würde schon werden. Und bestellt sie auf den Abend in ein Kino. Er hat Gefallen an dem kleinen Ding gefunden.

Vier-, fünfmal geht er mit ihr aus, schenkt ihr ein Kleidchen, bleibt nachts mit ihr zusammen. Im Werk beginnt man zu tuscheln, daß Gertrud so oft ins Chefkontor gerufen wird. Der Mann hat auch schon genug von dem dummen Mädlechen. Eines Freitags steckt in ihrer Lohntüte der Abbauzettel.

Sie gibt sich nicht zufrieden, sie geht zum Chef, wird erst nicht vorgelassen, schreit, steht endlich vor ihm, macht ein paar unverhüllte Andeutungen von Nötigung und Gewalt. Das ist natürlich eine Dummheit. Denn nun wird sie sofort hinausgeworfen und kann froh sein, daß ihr nicht noch als einer Erpresserin die Polizei auf den Hals gehetzt wird.

Nun findet sie keine Arbeit mehr. Sie sitzt zu Hause herum, läßt sich von der Mutter durchfuttern. Aber die wird immer kränker, legt sich, stirbt eines Tages still, während Gertrud auf dem Arbeitsamt ist. Tränenlos folgt das Mädchen dem Sarge. Niemand kümmert sich um sie. Eine Woche lang friert und hungert sie in der winzigen Wohnung. Dann nimmt sie den ersten besten mit hinauf, der ihr einen Kaffee bezahlt und zwei Mark in die Hand gedrückt hat.

Sie kannte seinen Namen nicht. Bald wußte sie nicht mehr, wo sie ihn kennengelernt hatte. Jeden Tag war es nun ein anderer und bald mehrere. Sie vergaß alles, sie lebte nur von einem Tage zum anderen. Nachmittags und abends saß

sie in dem kleinen Café, wo immer einer sich fand, der ihr das Bier bezahlte und mit ihr ging. Bis gestern spät abends. Da war Polizei gekommen, hatte die Türen gesperrt und mit vielen anderen auch Gertrud mitgenommen. Der Arzt stellte einen Tripper bei ihr fest, von dem sie nichts wußte. Natürlich hatte sie auch keine Ahnung, wer von allen den Männern sie angesteckt haben konnte.

Und nun saß sie vor mir. Erzählte stockend, anfangs befangen, später ganz offen, sich durch die Aussprache befreiend, ihr kleines Schicksal, das ja nicht so besonders war, das das Schicksal Hunderttausender in dieser Zeit war.

Was sollte ich mit ihr tun? Konnte ich dieses haltlose, junge Wesen einfach zu den anderen Frauen legen, in irgendein Zimmer? Sie würden mit Fragen und Erzählungen über sie herfallen, sie würden sich ihrer selbstsicheren Gleichgültigkeit rühmen. Und die kleine Gertrud würde erst recht zu dem werden, was zu sein sie eben erst begonnen hatte.

Marie.

Da fiel mir Marie ein, eine alte Dirne, ein Stammgast bei uns. Gerade jetzt war sie wieder seit zwei Wochen hier. Ich hatte in den letzten Tagen ein paarmal eingehend mit ihr gesprochen. Ich kannte ihr ganzes Leben genau.

Ja, – das mußte Gertruds Zimmergenossin werden. Vielleicht war es ein Experiment. Aber es konnte gelingen.

Denn diese alte, verbrauchte Frau war wirklich ein Mensch, die das Leben nach allen Richtungen kennengelernt hatte, die sich und anderen keine Illusionen mehr machte. Zu ihr führte ich die kleine Neue. Und schon am anderen Tag sah ich, daß ich keinen Fehler gemacht hatte.

Es war ein sonderbares Verhältnis zwischen diesen beiden Frauen, fast wie zwischen Mutter und Tochter. Die Kleine ordnete sich völlig unter. Auf jedes Wort hörte sie, das die Ältere an sie richtete.

Und Marie mißbrauchte ihren Einfluß nicht.

Diese alternde, heruntergekommene Prostituierte, den Vierzig nahe, war ein seltsamer, eigenbrödlerischer Mensch. Sie hielt sich abseits von den anderen Frauen im Spital. Ihre schlaffen Züge zeigten noch Spuren von vergangener Schön-

heit. Sie hatte große, graue, tief in den Höhlen liegende Augen. Ihr Mund hatte etwas Gieriges, Maßloses. Aber in ihrer ganzen Miene lag etwas, das man überlegen, ja beinahe weise nennen konnte. Sie gehörte zu denen, die wirklich einmal „bessere Tage gesehen“ hatte. Ihr Vater, ein Postsekretär, hatte sich um ihre Bildung Mühe gegeben. Sie hatte die höhere Töchterschule besucht, Französisch gelernt und Klavier gespielt. In einer Haushaltungsschule hatte sie sich für die gutbürgerliche Ehe vorbereitet, die ihr der liebevolle Vater selbstverständlich zugedacht hatte.

Auf einem Ausflug mit dem Kegelklub ihres Vaters lernte Marie einen jungen Kaufmann kennen. Bald war sie glückliche Braut. Alles schien gut zu gehen. Nach kurzer Zeit heiratete sie.

Zwei Jahre lang war die Ehe ungetrübt. Leider hatte Marie keine Kinder. Dennoch war sie sicher, daß nichts in der Welt sie aus ihrer sicheren Geborgenheit reißen könne. Aber allmählich änderte sich das Verhalten ihres Mannes. Flüchtig gab er ihr noch den üblichen Kuß, wenn er abends heimkam. Er hatte es nun immer eiliger, zu seinem Kegelabend oder an seinen Stammtisch zu gehen. Immer neue Verpflichtungen nahmen ihn schließlich beinahe jeden Abend der Woche in Anspruch. Die junge Frau saß allein zu Hause, las Romane, strickte, klimperte ein bißchen auf dem Klavier. So ging das Monate und Monate.

Eines Abends saß sie wieder allein. Ihr Mann war, wie er gesagt hatte, bei einer besonders wichtigen geschäftlichen Besprechung. Marie blätterte gelangweilt in der Zeitung. Das seitengroße Inserat eines neuen Sensationsfilms fiel ihr in die Augen. Ein paarmal hatte sie ihren Mann gebeten, mit ihr hinzugehen. Aber er hatte ja niemals mehr Zeit für sie. Gut, dann würde sie eben allein ins Kino gehen! Warum eigentlich nicht? Wenn ihr Mann heimkam, würde sie ja doch längst zurück sein. Und wenn sie selbst später käme als er! Der kleine, harmlose Trotz einer vereinsamten Frau regte sich in ihr.

Die Vorstellung in dem prachtvollen Riesentheater hatte schon begonnen. Im Dunkeln tastete Marie sich auf ihren Platz. Dann dauerte es eine Weile, bis sie die Handlung verstand: Ein Mann hatte seine hübsche junge Frau verlassen und lebte mit einer anderen, einem zweifelhaften Wesen, das nur mit ihm spielte und seiner schon nach kurzem wieder überdrüssig war. Die junge Frau drang in die Wohnung der

Nebenbuhlerin ein. Am Ende des dritten Aktes standen die beiden Frauen einander gegenüber.

Hell flammte das Licht im Theater auf. Pause. Frau Marie schloß einen Augenblick lang die Augen, noch ganz betäubt von dem, was sie eben gesehen hatte. Wie würde diese Geschichte ausgehen? Sie war in ihrem einfachen Gemüt ganz gepackt von den Vorgängen auf der Leinwand. Dann gewöhnten sich ihre Augen an die Helligkeit. Mit unbewusster Neugier schaute sie sich um, ob irgendwo ein bekanntes Gesicht zu sehen wäre.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Schräg hinter sich, in einer halbdunklen Loge saß ihr Mann. Er beugte sich eben zu einer elegant gekleideten Frau hinüber, sprach auf sie ein, legte seine Hand vertraulich auf ihren Arm.

Marie schloß die Augen. Das Licht im Saale ging aus. Marie wankte hinaus, auf die Straße. Sie wußte nicht, wie sie nach Hause gekommen war.

Als ihr Mann heimkam, biß sie die Zähne zusammen und schwieg. Sie war feige. Sie fürchtete das Ergebnis einer Aussprache. Lieber wollte sie warten. Vielleicht würde er von selbst zu ihr zurückfinden.

Aber von nun an lag sie auf der Lauer, beobachtete jeden Ausgang, beargwöhnte jedes Wort des Mannes. Bis er eines Abends sehr spät heimkam, trunken, einen schweren, fremden Duft in den Kleidern. Da konnte sie sich nicht mehr beherrschen und schrie ihm ihre Anklage ins Gesicht. Höhnisch lachte er: was sie sich einbilde, – was sie ihm denn auf die Dauer bieten könne mit ihrem kleinbürgerlichen Horizont? Er brauche Anregung, sonst versauere er noch völlig. Wenn sie übrigens gehen wolle, – bitte, er würde sie nicht halten.

Vergeblich weinte und flehte sie. Der Mann war froh, daß endlich Klarheit herrschte.

Nach ein paar Wochen verließ Marie das Haus. Sie besaß auf der Sparkasse noch ein bißchen Geld. Durch Klavierstunden, mit einem französischen Kinderzirkel half sie sich notdürftig durch. Zu den Eltern mochte sie nicht zurück, dort hätte man kein Verständnis für sie gehabt.

Dann wurde die Scheidung ausgesprochen. Sie hatte auf alles verzichtet, um nur möglichst schnell frei zu werden. Ihr Anwalt war ihr in diesen Monaten ein Freund geworden. Er war ein paarmal mit Marie ausgegangen um die vereinsamte Frau aufzuheitern. Sie hoffte zuversichtlich, daß diese

Freundschaft allmählich zu einer neuen Ehe führen würde. Denn sie sehnte sich nach geregelterm Leben, nach einem Haushalt, nach Kindern. Aus dem Verhalten des Mannes konnte sie vorläufig kein klares Ja oder Nein entnehmen. So wurden ihre Fragen dringender. Da riet der Hausarzt dem Freunde plötzlich, für mehrere Wochen in die Berge zu gehen. Marie schrieb ihm täglich. Er antwortete zwei-, dreimal. Dann blieben auch die flüchtigen Kartengrüße aus. Marie wartete auf seine Rückkehr. Vergeblich. Als sie, nach Wochen, in seiner Wohnung nachfragte, hörte sie von der Haushälterin, der Herr Doktor sei schon zurück, aber leider im Moment nicht zu sprechen. Auch im Büro ließ er sich verleugnen. Ein Brief kam ungeöffnet zurück.

Da gingen Marie plötzlich die Augen auf. Gott, was war sie dumm gewesen! Es hatte gar keinen Zweck, an Heirat und Liebe zu denken. Alle waren so wie ihr geschiedener Mann. Sie mußte sie ausnutzen, solange sie verliebt waren. So nahm sie den ersten besten. Und dann einen anderen. Und immer wieder einen neuen. Der eine kaufte ihr eine seidene Bluse, der andere drückte ihr beim Abschied zwanzig Mark in die Hand. Nun ging es Marie nicht mehr schlecht. Ihre Stunden konnte sie aufgeben. Bald wurde sie eine bekannte Erscheinung in den Abendlokalen. Ihre Kleider waren in den ersten Ateliers gefertigt. Die Männer drehten sich auf der Straße nach ihr um. Jetzt, ja – jetzt beherrschte sie das Leben.

So ging das lange Zeit. Jahrelang.

Bis eines Abends einer an ihren Tisch kam und sich zu ihr setzte. Und als sie am nächsten Tag an seinem Arm die Bar betrat, verbeugten sich die Kellner tiefer vor ihnen. Denn er war ein reicher Herr. Er erzählte Marie von seinen Besitzungen in Ungarn, von Petroleumquellen in Rumänien. Unstet sei sein Leben bis jetzt gewesen. Sie aber sei die Frau, die ihm Halt und Ruhe geben könne. Ein Haus wolle er kaufen, irgendwo in den Bergen, am Meer, und mit ihr ganz dem einsamen Glück leben. Jetzt dachte Marie wieder an die Zeit, da sie ein bescheidenes, glückliches Bürgerfrauchen gewesen war.

Der Freund mußte vorher nur noch ein ganz großes Geschäft zu Ende führen. Leider konnte er nicht das nötige Geld dafür flüssig machen. Wie gern wollte Marie ihm helfen! Sie selbst drängte ihm alle ihre sorgsam gehüteten Ersparnisse auf. Sie versetzte ihren Schmuck, sie verkaufte ihre Pelze. Und als das alles noch nicht genug war, unterschrieb sie

Wechsel und girierte sie mit den gefälschten Unterschriften eines reichen Freundes.

Als die Polizei kam, war der ungarische Grundbesitzer spurlos verschwunden.

Nach zwei Jahren wurde Marie als gealterte, müde Frau aus dem Gefängnis entlassen. Niemand kannte sie mehr. Ihre früheren Freunde ließen sich verleugnen. So mußte sie auf die Straße. Aber selbst da waren jetzt Jüngere, Schönerer. Sie mußte froh sein, wenn einer sie für ein warmes Abendbrot, für ein paar Mark mitnahm.

Und dann wurde sie krank. Immer wieder kam sie auf unsere Abteilung. Sie war abwechselnd frech und demütig, schimpfte und weinte, wie ihr eben zumute war. Von den anderen Frauen hielt sie sich fern.

Andere.

In das Zimmer dieser Frau wurde die kleine Gertrud gelegt. Und es war gut so: Marie empfand der Sechzehnjährigen gegenüber mütterlich. Sie wollte ihr das eigene Schicksal ersparen. Die beiden wurden unzertrennlich, Freunde fürs Leben.

Solche Freundschaften zwischen unseren Patientinnen waren ja auch sonst nicht selten. Aber es war damit immer eine zweifelhafte Sache. Die innigste Zuneigung schlug manchmal in wüsten Krach, ja in Schlägereien um.

Berühmt für solche Exzesse war die Prügel-Ida, ein robustes, großes Mädchen, das in regelmäßigen Abständen bei uns eingeliefert wurde. Wenn ihr etwas nicht in den Kram paßte, konnte sie in ihrem Zimmer alles kurz und klein schlagen, sogar die Bettstelle war vor ihrer Wut nicht sicher. Einmal trennte sie das Federbett auf und ließ die Federn aus dem Fenster schneien. Prügel-Ida kannte die gemeinsten Ausdrücke und beherrschte ein Register haarsträubender Flüche. Aber auch in ihr steckte ganz innen, ganz heimlich ein liebebedürftiges, beinahe mütterliches Herz. Wenn so ein ganz junges, unerfahrenes Menschentierchen in ihre Nähe kam, dann konnte die gefürchtete Ida sich ihrer geradezu zärtlich annehmen.

Für jede einzelne der bei uns eingesperrten Frauen war die Frage wichtig, was sie nach ihrer Entlassung anfangen würden. Pläne für diesen Zeitpunkt bildeten daher den

Hauptgesprächsstoff. Viele versuchten, von uns aus mit ihren Freunden, ihren Männern oder Zuhältern in Verbindung zu bleiben. Wenn die Schwestern beim Essen waren, versuchten die Mädchen vom Fenster aus nach der Straße Zeichen zu geben und beschwerte Briefe über die Mauer zu werfen. Natürlich wurden diese Briefe oft gefunden und bei uns abgeliefert. Darin spielte alles Erotische nur eine ganz untergeordnete Rolle.

Gerade bei dieser Gelegenheit wurde mir besonders klar, daß alles Geschlechtliche für diese armen Frauen ein Muß, eine Pflicht bedeutete, von der sie sich bei uns gern ein paar Wochen ausruhten.

Nur wenige von ihnen zogen übrigens die damals noch übliche Kasernierung der Freiheit vor.

Außerlich machten die kasernierten Frauen fast durchweg einen guten, gepflegten Eindruck. Sie wurden regelmäßig vom Polizeiarzt untersucht. Nur selten war eine von ihnen krank. Von den anderen Patientinnen unterschieden sie sich auch durch die Sorgfalt und Pünktlichkeit, mit der sie jeder ärztlichen Anordnung nachkamen. Bei ihnen war auch die gegenseitige Kameradschaft besonders ausgeprägt. Den Kranken, die nichts verdienen konnten, wurde das Zimmer bezahlt, wurden besondere Wünsche erfüllt, sobald sie angedeutet waren. Diese Kasernierten fühlten sich niemals als Konkurrentinnen, sondern stets als Gefährtinnen.

Auch unter ihnen gab es merkwürdige Erscheinungen. Da waren zwei Schwestern, Töchter aus alter Offiziersfamilie. Sie waren von zu Hause weggelaufen, als der zweite Mann ihrer Mutter ihnen nachstellte. Sie hatten nichts gelernt. Ihr einziges Kapital, zu dessen bürgerlicher Verwertung in einer gesicherten Ehe man sie erzogen hatte, waren ihre schönen, ebenmäßigen Körper. Aus Furcht vor den Gefahren der Straße zogen sie die Kasernierung vor. Wie beinahe jede Insassin eines „festen Hauses“ hatten sie ein Ziel, für das sie lebten: Die beiden, immer noch anmutigen und liebenswürdigen Mädchen sparten, um sich einmal ein – Antiquitätengeschäft einzurichten. In jeder freien Stunde studierten sie kunstgeschichtliche Werke. Ihr Wissen auf diesem Gebiet war erstaunlich.

Die kasernierten Frauen hatten überhaupt in ihrer Sparsamkeit und in der Erwartung des Tages, da sie wieder einen ehrbaren Beruf ergreifen würden, etwas von braven Klein-

bürgerinnen an sich. Eine hatte schon den Kauf eines kleinen Zigarrengeschäfts im Auge und rechnete damit, daß ihre jetzigen Freunde dann ihre besten Kunden sein würden. Eine andere mietete sich eine kleine Bar und beteiligte zwei Freundinnen am Betrieb. Die meisten aber gingen später aus der Stadt weg und fingen irgendwo, als völlig Unbekannte, ein neues Leben an. Auch war es gar nicht so selten, daß eines der Mädchen einen Mann fand und ihm eine liebevolle Gattin wurde.

Wieviel trüber war die Zukunft für die Freien! Sie waren nicht frei, sie waren an ihren traurigen Beruf gekettet, meist, bis sie zusammenbrachen. Die kleine Gertrud, ja, – die würde noch einmal eine Stellung finden können, wenn sie als geheilt entlassen war. Aber war sie sicher davor, daß bald ihre Kolleginnen über sie flüstern würden, daß man sich erkundigen und nach einiger Zeit alles über sie erfahren würde? Und am nächsten Ersten würde sie wieder mit ihrem Kofferchen auf der Straße stehen. Und dann: Noch ein Versuch – noch ein Scheitern – und sie würde den einmal beschrifteten Weg wieder gehen. Sie würde eine der Stammbesucherinnen werden. Eine von denen, die gleichgültig, mit beinahe herausfordernder Nonchalance, ins Sprechzimmer kamen und sich sofort ohne Aufforderung zu entkleiden begannen und sagten: „Machen Sie nur, Frau Doktor. Untersuchen Sie mich! Das viele Reden hat ja doch keinen Zweck!“ –

Die eigene Praxis.

Diese zwei Jahre hindurch sah ich Schweres und Trauriges. Nur kleine Freuden und heitere Zwischenfälle hoben sich ab vom allgemeinen, dunklen Hintergrund des Leids und der Schande.

Eine gründliche Schule für die bitterernste Verantwortung des Arztberufes.

Es kam der Tag, da ich in meinen eignen Räumen stand.

Es strahlte das funkelnagelneue Instrumentarium. Weiß blinkten die Sprechzimmermöbel. Alles sah frisch und gesund aus.

Auf meinem Schreibtisch, links, bequem zur Hand, stand ein polierter Kasten. Man konnte ihn aufziehen. Darin standen hunderte Karten der Kartothek. Noch waren ihre Linien

unbeschrieben. Bald würden sie sich füllen, mit „Fällen“, mit Details des menschlichen Leidens, mit Schmerzen und Angst und Hoffnung, – mit Schicksalen.

Und einmal sollte diese Kartothek von meinem Arbeitstisch verschwinden. Ein Beamter würde kommen und sie beschlagnahmen, – als wichtiges Beweismittel. Auf dem Tisch des Untersuchungsrichtes sollte ich sie wiedersehen.

Davon ahnte ich damals noch nichts...

Ich zog meinen weißen Mantel an. 10 Uhr – Sprechstundenbeginn. Ich klingelte.

Die erste Patientin.

Die erste Patientin betrat das Zimmer. Sie hieß Frau Grosse. Marga Grosse. Es handelte sich um einen scheinbar ganz einfachen, unbesonderen Fall. Reichlicher Ausschlag im Gesicht. Die Diagnose war schnell zu stellen: eine leichte Hautkrankheit. Nun, man muß natürlich gründlicher vorgehen. Bitte – ausziehen.

Ein schreckliches Bild bot sich dar: Der ganze Körper war bedeckt mit Pusteln und offenen, schwärenden Rissen. Wie war es möglich, daß ein Mensch sich so vollständig verkommen ließ? Es war ja wirklich nur eine leichte Hautsache. Und die Frau sah doch eigentlich ganz ordentlich und solide aus.

Ich befragte sie.

Eine leichte Hautkrankheit, – ja, das sagte sich so hin, für mich, die Ärztin, und überhaupt für jeden Menschen in ruhiger, gesicherter Existenz, der sich einigermaßen pflegen kann. Frau Grosse aber war die Mutter einer kopfreichen Arbeiterfamilie, mußte von früh bis nachts schuften, – aufräumen, kochen, aufwaschen, spülen, putzen, Wäsche waschen. Da blieb keine Zeit übrig, die Haut zu pflegen.

Und dann spät nachts, wenn die andern alle schlafen, liegt sie wach, gepeinigt von übermächtigem Juckreiz. Sie will nicht nachgeben, will sich beherrschen, sie weiß ja, daß es nur schlimmer wird. Aber es geht nicht. Über ein gewisses Maß hinaus kann das kein Mensch aushalten.

So wird ihr Leiden von Woche zu Woche böser. Nun stand sie vor mir. Wollte Rat und Hilfe. Ja – das wäre alles ganz leicht, wenn sie ein paar Wochen aussetzen, sich pflegen könnte. Dann würde die Entzündung zurückgehen. Aber

jetzt, wo die arme Frau, unruhig, nicht schnell genug wieder heim an die Arbeit kam, konnte ich ihr höchstens eine lindernde Salbe verschreiben.

Sie bedankte sich. Ging. Ihr letztes Wort, an der Tür schon, war eine Bitte. Nicht für sich selbst:

„Ach, Frau Doktor, – da draußen sitzt die kleine Frieda. Ich kenne sie schon lange. Seien Sie doch recht gut zu ihr!“

Die kleine Frieda.

Eine schwächliche Kindergestalt. Das Gesicht ist nicht zu sehen, – es ist durch einen dicken Verband völlig verhüllt. Zwölf Jahre ist sie alt. Vorsichtig löse ich die Binden ab. Ein schrecklicher Anblick: Nase, Wangen, Oberlippe sind unförmig aufgequollen, zum Teil blutig.

Offene Tuberkulose. Nur durch lange, sorgfältige Behandlung ist die Krankheit zum Stillstand zu bringen, – wenn es nicht überhaupt zu spät ist. Es ist schwer, die rechten Worte für dies Kind zu finden.

Aber es zeigt sich, daß sie über ihren Zustand genau Bescheid weiß. Immer kehrt die eine Frage wieder:

„Wird denn meine Haut wieder ganz gesund? Werde ich ein glattes, hübsches Gesicht bekommen?“

Ich zögere. Ich weiß genau, dieses arme Gesicht wird entstellt und vernarbt bleiben fürs Leben. Aber ist es denn nicht schließlich wichtiger, daß die kleine Frieda überhaupt erst einmal durchkommt?

Mit einem Scherz versuche ich, über ihre Eitelkeit wegzugehen. Aber die Augen in dem armen, zerrissenen Gesicht sehen mich groß und ernst an:

„Es ist ja nicht deswegen, Frau Doktor! Wenn ich ein narbiges Gesicht behalte, dann kann ich doch niemals eine gute Stellung kriegen! Meine Schwester sagt immer: Frieda, ich glaube, so nehmen sie dich in kein Büro. Aber – nicht wahr – wir kriegen doch alles weg, ja?“

Ich rede irgend etwas Leeres, was ihr Hoffnung machen soll. Stumm zieht sich das Kind an und geht.

Als sie fort ist, sitze ich minutenlang grübelnd da. Ich habe wieder etwas Neues, Unerwartetes für meinen Beruf gelernt, etwas, was man nicht auf der Universität lernen kann. Und was doch unentbehrlich ist.

Ungefähr ein Jahr später starb die kleine Frieda. Es ist wohl schrecklich, wenn ein Arzt das sagt: Aber ich freute mich ein wenig, daß sie vor dem Leben bewahrt blieb, das sie so sehr gefürchtet hatte.

Das Wartezimmer.

Da sitzen sie, beobachten einander, machen sich wichtig mit ihren Leiden, tauschen Erfahrungen aus, trösten einander. Und gelegentlich fällt wohl auch eine böartige, bissige Bemerkung.

Wieviel Schicksale sind da auf engem Raum zusammengepreßt. Alte Weiblein hocken herum, vom Leben geschlagen, wunschlos, – nur ein bißchen Ruhe wollen sie gern noch haben für ihre letzten Jahre. Aber da haben sich irgendwann einmal, nach einem der vielen Wochenbetten ihres Lebens, die Krampfadern entzündet. Und nun sind das im Laufe der Zeit dicke Knoten geworden, die aufplatzen, die zu fressenden Geschwüren geworden sind. Und immer noch gibt's keine Ruhe für die alten Weiblein, immer noch müssen sie schuften, Botengänge besorgen, Aufwartungen annehmen. So kann ihr Leiden niemals ausheilen. Und immer wieder kommen sie schimpfend oder bettelnd zu mir.

Neben ihnen sitzt vielleicht eine verhärmte Kleinstadtfrau, im schwarzen Sonntagsstaat von einst, die sich einmal gründlich wegen eines jahrelang verschleppten rheumatischen Leidens untersuchen lassen will. Der Besuch bei der Ärztin ist ein lange und gründlich erwogener Schritt. In der anderen Ecke unterhalten sich flüsternd eine abgehetzte Arbeiterfrau und eine blutarme, junge Büroangestellte über irgend etwas Politisches.

Die Tür geht auf, alle fahren gespannt hoch.

„Frau Doktor läßt bitten.“

Ich lasse bitten.

Immer wiederholter Satz: Ich lasse bitten.

Und dabei der Gedanke: Was kommt nun? Wer kommt nun? Wirst du helfen können? Oder wirst du wieder machtlos sein? Wie wenig kann der Arzt tun. Wie vieles Unübersehbare hängt an diesen Krankheiten und bestimmt sie mit: Armut, Not, Heimlichkeiten, Angst. Und alles das kann man ja nicht heilen.

Ich lasse bitten: Und dann steht wieder ein neuer Mensch vor mir, ein gequälter, verzweifelter, hoffender, ein bittender oder fordernder, ein gleichgültiger oder ein aufgeregter.

Von Tag zu Tag erkennt der Arzt immer unabweislicher die Grenzen seines schweren, schönen, schrecklichen Berufs.

Vier Kreuze.

Herein kommt – ein Mann.

Ich bin erstaunt. Aber die Frage bleibt mir im Munde stecken: Der da tastet sich vorsichtig heran, fühlt nach dem Stuhl, läßt sich unbeholfen nieder. Er ist halb blind.

Eine Reise hat er hinter sich. Warum er gerade zu mir, zu einer Ärztin gekommen ist, kann oder will er nicht sagen. Bei unzähligen Ärzten ist er schon gewesen. Nun erzählt er mir seine Geschichte.

Im Waisenhaus wuchs er auf, wußte nicht, wer seine Eltern gewesen waren. Dann lernte er als Dekorationsmaler. Er war ein frischer, kräftiger Bursche. Jahrelang wanderte er durch die Welt, nach Tirol, nach Italien. In alten Klöstern besserte er die bunten Scheiben der Refektorien aus. Überall gab's Arbeit und Wein und hübsche Mädels. Das Leben war ein einziges, wunderschönes Abenteuer. Dann kam der Krieg, – auch ihn nahm man als ein Stück dieses abenteuerlichen Lebens. So viele junge Menschen dachten genauso. Drei Jahre lag er draußen im Schützengraben. Wurde wie die anderen allmählich stumpf und matt und gleichgültig.

Sie lagen vor Verdun, Tag und Nacht Angriffe, Trommelfeuer, nächtliche Alarme. Eines Morgens früh Lärm, alle stürzen hinaus, auch er erhebt sich, tastet im Dunkel nach seinen Sachen. Es ist stockschwarz überall, er torkelt umher, ruft den andern zu, was denn eigentlich los sei, er könne nichts erkennen. Sie lachen ihn aus, er solle erst einmal den Schlaf richtig aus den Augen reiben, – es sei ja heller Vormittag. Er schwankt, taumelt. Den anderen bleibt der Hohn in der Kehle stecken.

Er wird in ein Feldlazarett gebracht, dann in die Heimat, er wird untersucht und behandelt, immer hat er eine schwarze Binde vor den Augen. Nach Monaten zeigt sich ein erster, grauer Schimmer. Und viel besser wird es nun nicht mehr. Endlich erfährt er den Grund seiner Krankheit: Ein böses Er-

be, das ihm seine unbekannte Mutter mitgegeben hat. Jahrzehntelang hat es in ihm geschlummert. Unter der Einwirkung von Anstrengungen, von Nässe und Kälte ist es lebendig geworden.

Sie nehmen sein Blut und untersuchen es, immer wieder. Vier Kreuze, – immer wieder. Er wartet, hofft. Und immer wieder: Vier Kreuze. Unter diesem Zeichen steht von nun an das trübe Dasein des halb Erblindeten.

Nun steht er vor mir, entkleidet sich. Er schämt sich. Und doch brennt er darauf, mir etwas zu zeigen:

Unter seinen derben Stiefeln trägt er seidene Damenstrümpfe.

Dieser ganz Verlassene, unrettbar aus dem Leben Verbannte, – dahin ist er geflohen mit seinem Verlangen, mit seiner ungestillten Gier. Er leidet darunter. Er empfindet es als schmachvoll, als unsauber. Und doch ist es die letzte Rettung, ist es vielleicht der einzige Halt, den er noch hat. So beichtet er mir, der Ärztin, der Frau, was er keinem Manne zu sagen wagt...

Das war mein erster männlicher Patient.

Später kamen noch andere. Ich hatte eigentlich mit dieser Möglichkeit nie gerechnet. Es gab welche, die regelmäßig mich besuchten. Jeder hatte irgendeinen Grund, warum er eine Ärztin den Ärzten vorzog. Manche suchten, vereinsamt, nach fraulicher Hilfe, nach einem Mutterersatz. Sie erinnerten sich daran, wie ihre Schmerzen in Kindertagen gelindert wurden.

Freilich, es gab auch eine andere Sorte männlicher Patienten, – die mußten fast mit Gewalt aus dem Sprechzimmer entfernt werden, wo sie für ihre erotischen Bedürfnisse Aufregung und Verständnis zu finden hofften.

Alte Bekannte.

Bald kamen einige von den Mädchen und Frauen aus der Polizeistation in meine Sprechstunde, alte Bekannte. Sie brachten alle ihre Nöte und Fragen zu mir.

Da war ein Mädchel, ich erinnerte mich noch gut an sie aus der Krankenhauszeit, die hatte irgendeine schreckliche Familiengeschichte hinter sich. Der Stiefvater hatte sie abwechselnd bedroht und mit seinen Anträgen verfolgt, bis sie aus

dem Haus geflohen war. Auf der Straße war sie aufgegriffen und schwer krank bei uns eingeliefert worden. Nach einer langen und sehr gründlichen Kur war sie entlassen worden. Hoch und heilig schwor sie, daß sie nun solide werden wolle. Mit der Gesundung war ein geradezu wildes Verlangen auch nach innerer Sauberkeit in ihr erwacht.

Sie hatte Glück. Sie fand Arbeit bei einem Bäcker, dessen Frau sich ihrer liebevoll annahm. Dann hatten wir nichts mehr von ihr gehört. Sie war, durften wir annehmen, ins gesicherte Leben zurückgekehrt.

Und nun saß sie hier vor mir. Was war geschehen. Sie erzählte es mir. Eines Tages war ein amtlicher Brief gekommen, in einem gelben Kuvert mit Aufdruck. Man fragte sie. Erst schwieg sie sich aus. Aber in einer stillen Stunde wurde sie dann gesprächig und vertraute sich der Bäckersfrau an. Die war erfahren genug, alles zu verstehen und das Mädels zu trösten. Aber dumme Weise erzählte sie nach einiger Zeit ihrem Mann davon. Der spielte sich mächtig auf, schimpfte, daß er solche Sachen in seinem Hause nicht dulde, und wollte das Mädels hinauswerfen. Mit Not und Mühe konnte die Frau ihn beruhigen. Nun gab es morgens und abends böse Anspielungen. Mit dem Frieden war's vorbei. Es wäre ja vielleicht alles noch gut gegangen. Aber der Bäckermeister erzählte am Stammtisch von dem unerhörten Fall. Und da wurde er von seinen Freunden, von diesen behäbigen Herren, die manchmal in den Laden kamen und das Mädels in die Backe kniffen, zu sittlicher Entrüstung aufgehetzt. Betrunkene kam er heim, tobte, brüllte herum, — in derselben Stunde mußte „die Person“ aus dem Hause. Nun stand sie wieder auf der Straße. Neue Arbeit fand sie nicht so schnell.

Bald fand sie auf den alten Weg zurück.

Bald war sie wieder krank. Hatte sie sich neu angesteckt? Hatte doch noch ein Krankheitskeim in ihr gesessen?

In einer anderen Stadt war sie aufgegriffen und wegen Körperverletzung bestraft worden.

Nun saß sie hier und erzählte. Ja, da war noch etwas anderes. Vor einiger Zeit hatte sie einen Mann kennengelernt, einen jungen Arbeiter, der wollte es trotz allem mit ihr versuchen. Er wußte über ihre Vergangenheit Bescheid und ging doch mit ihr aufs Standesamt. Alles wäre noch gut geworden. Aber nach einem halben Jahr wurde er abgebaut. Die Frau versuchte, mit Tellerspülen in einer Kneipe wenigstens ein

paar Groschen zu verdienen. Nachts holte der Mann sie ab. Durch seine löcherigen Sohlen drang die Nässe. Eines Tages lag er mit schwerer Lungenentzündung. Er überwand die Krankheit. Aber in seinem geschwächten Körper fraß sich die Tuberkulose fest. Er hätte sich gründlich kurieren müssen, hätte Eier, Milch und Butter haben sollen. Und ins Spital wollte er nicht, – die Frau bestärkte ihn in seinem Abscheu gegen alles, was mit Spital zusammenhing. Was wollte sie machen?

So ging sie eben wieder, zum drittenmal mit ihren zwanzig Jahren, auf die Straße, um ihm zu helfen. Die Hilfe kam wohl zu spät. Er lag allein zu Haus und würde bald sterben. Nun kam sie in letzter Not zu mir.

Die Frau des Reisenden.

Jeden Tag zweimal die Sprechstunde: 10 bis 1 und 3 bis 5.

Jeden Tag zwanzig, dreißig Schicksale.

Jeden Tag zehnmal, fünfzehnmal wissen: Hier kannst du nicht helfen, hier darfst du höchstens trösten.

Und dann kommen sie wieder, – zum dritten, achten, zwanzigsten Male. Du erkennst ihre Gesichter wieder. Du hörst ihre Stimmen wieder. Aber die Gesichter haben sich verfärbt und sind schmaler geworden. Und die Stimme hat ihren Klang verloren.

Du siehst machtlos zu, wie ein Leben matter und leiser wird und zu verflackern beginnt. Die kleine, zarte Frau Wieland war eine muntere, lebhaftere Person gewesen, als sie zum ersten Male zu mir kam.

Ihr Mann war Reisender. Alle Wochen am Sonnabend, manchmal auch nur alle vierzehn Tage kam er heim. Sonst ist er immer unterwegs, in fremden, großen Städten.

Sie weiß natürlich, daß er ihr nicht treu ist. Sie haben niemals darüber geredet. Sie will lieber gar nicht daran denken. Das ist nun einmal so in diesem Beruf. Sie weiß es ja. Und sie wird immer wieder daran erinnert. Sie merkt es: an seiner ganzen, allzu lauten, betonten Vergnügtheit, wenn er heimkommt. An seinen Gebärden. An irgendeinem Geruch, der noch in seinen Kleidern sitzt.

Spät nachts. Frau Wieland wartet. Für heute hat er doch sein Kommen angesagt. Endlich geht die Haustür. Tappende

Schritte draußen. Jetzt steht er im Schlafzimmer. Er ist, sagt er, direkt vom Bahnhof heimgekommen. Im Speisewagen hat er noch mit Kollegen getrunken. Sein Atem riecht nach Alkohol. Er beugt sich über sie. Nur die Augen schließen. Nicht nachdenken. Froh sein, daß er da ist.

Nach ein paar Wochen fühlt die bescheidene, fleißige kleine Frau sich krank. Sie traut sich nicht, ihrem Mann davon zu erzählen. Er soll zu Hause wenigstens seine Ruhe haben. Aber dann werden die Beschwerden schlimmer. Unterleibschmerzen stellen sich ein. Endlich läßt sie sich untersuchen.

Und da will sie zuerst nicht glauben, was ihr gesagt wird: Sie ist mit Tripper angesteckt. Ihr eigener Mann hat sie infiziert. Sie bricht fast zusammen.

Schrecklich die einsamen Tage bis zu seiner nächsten Heimkehr. Wie soll sie ihn empfangen? Wie soll sie ihm das Furchtbare erzählen? Noch immer will, will sie nicht daran glauben.

Als sie dann, spät nachts nach seiner Rückkunft, endlich Mut faßt, brummt er nur ein paar Worte: Das sei schon möglich, natürlich, sie müsse doch verstehen, daß man nicht seine endlosen Abende in fremden Städten allein in öden Hotelzimmern verbringen könne, nicht wahr? Sie solle sich nur behandeln lassen, das sei doch gar nicht so furchtbar schlimm, käme doch alle Tage vor.

Dann reist er wieder fort. Die kleine Frau nimmt es verdammt ernst mit ihrer Kur. Nach kurzer Zeit schon sind bei der mikroskopischen Untersuchung keine Erreger mehr festzustellen. Natürlich muß sie vorläufig noch vorsichtig sein, noch ein paarmal zur Kontrolle kommen. Ihr Mann habe sich doch wohl inzwischen längst behandeln lassen? Eifrig bejaht sie. Er hat es ihr ja so gesagt.

Aber drei, vier Wochen später zeigen sich im Kontrollpräparat wieder dichte Schwärme lebender Gonokokken. Zitternd sitzt Frau Wieland da und wartet auf das Ergebnis. Dann beichtet sie: Ihr Mann sei neulich über Sonntag wieder zu Haus gewesen. Und da sei sie ihm, gegen das ärztliche Verbot, zu Willen gewesen. Er habe ihr einfach keine Ruhe gelassen. Und sie wollte ihn doch nicht ganz verlieren, — da hat sie nachgegeben, ohne viel zu fragen, ob er inzwischen geheilt sei. Lange und eindringlich sprach ich auf sie ein. Und da löste sich der lange Zwang, die Unterordnung, die stumme Unterwürfigkeit.

Wilde Verzweiflung brach aus. In bösen Worten entlud sich ihr Haß gegen den Mann, der sie unglücklich gemacht hatte.

Diesmal ging es nicht so schnell mit der Heilung. Das Unterleibsleiden wurde chronisch. Mühsam humpelte die kleine Frau am Stock dahin. Und nach langen, schmerzreichen Monaten wußte sie: Ihre Gesundheit, ihr Frauentum waren für immer zerstört. Jahrelang würde sie sich mit einem siechen Körper herumschleppen müssen.

Nun dachte sie nur noch an die Krankheit. Um den Haushalt kümmerte sie sich nicht mehr. Mit Grauen erwartete sie die gelegentliche Heimkehr des Mannes. Mochte der sich lieber umhertreiben, wo er wollte. Sie war krank. Sie war eine Unglückliche, die sich selber unendlich leid tat. Sie wehrte jede gute Zuredede, jede Hoffnung, jede Aussicht auf Besserung ab. Sie war krank, auf verbrecherische Art krank gemacht. Und sie würde es bleiben. Aus der liebevollen, zärtlichen Frau war ein zänkisches, altes, keifendes Weib geworden.

Märtyrerinnen.

Der Arzt weiß: Bei jeder langdauernden Krankheit kommt ein kritischer Punkt, wo der Kranke sich an das Kranksein gewöhnt. Er fängt dann an, seinen Zustand als etwas Besonderes, Interessantes zu fühlen. Es liegt für den Leidenden ein starker Trost darin, sich als bemerkenswerte Ausnahme gegenüber der Gemeinschaft der Gesunden zu fühlen. In diesem Stadium besteht die Gefahr, daß der Wille zur Gesundheit – der beste Helfer des Arztes – erlahmt und ganz abstirbt.

Gerade die unterleibskranken Frauen entwickeln in dieser Richtung oft eine erstaunliche Kraft der Einbildung und der tröstlichen, aufrichtenden Abgrenzung.

Es herrscht in ihnen ein eigentümliches Durcheinander: Die Erwartung, wieder ein vollgültiger, gesunder Mensch zu werden, mischt sich mit einem schmerzlichen Stolz auf die Besonderheiten ihres weiblichen Martyriums. Dabei wissen sie oder haben doch einen dumpfen Begriff davon, wie schwer gerade bei diesen Krankheiten eine völlige Heilung oft ist.

Anfangs ist der Wille zur Genesung noch stark. Dann, nach den ersten schlimmen Wochen, werden die Schmerzen oft weniger heftig, leiser, sie versinken gewissermaßen unter

die Oberfläche des Bewußtseins. Aber sie sind immer da. Allmählich gewöhnen die Patientinnen sich an diesen gefährlichen Reizzustand. Und von da ab bleibt, auch nach späterer völliger Gesundheit, ihr Lebenswille schwächlich, eingeschränkt. Sie sind stets rasch bereit zum Kranksein. Sie werden nörgelnde Hypochonder. Sie fühlen sich ein für alle Male als besondere, belastete, zum Leiden auserwählte Märtyrerinnen.

Manche begnügen sich mit dem Stolz auf dieses Bewußtsein, der sie einseitig isoliert. Andere aber suchen einen Trost, eine Betäubung, eine Ablenkung.

Sie haben in langen Monaten oder Jahren gelernt, sich als auserwählte, über die Umwelt – besonders über die Männer, denen sie die Schuld an ihrem Zustand geben – erhabene Wesen zu fühlen. Diese psychologischen Voraussetzungen schaffen den Boden für mancherlei geistige und weltanschauliche Entwicklungen.

Es muß doch eine höhere Gerechtigkeit für sie geben. Es muß eine Welt geben, in der sie den Ausgleich für ihr verpfushtes Leben finden.

So kommen manche von ihnen zu Irrwahn, Sektenglauben, zu Spiritismus und Astrologie. Oder einfach zu einer krankhaft übersteigerten Religiosität, an die sie als Gesunde niemals gedacht hatten.

Da liegt in einem hellen, freundlichen Krankenzimmer so ein armes, gequältes Wesen. Auch sie ist am eignen Mann zugrunde gegangen. Seit langen Monaten kämpft ihr verseuchter Körper um Genesung.

Aber innerlich hat sie einen anderen Weg eingeschlagen. Sie hat sich abgeschlossen gegen die übrige Welt. Sie hat vergessen, daß sie die Mutter mehrerer, früher innig geliebter Kinder ist. Sie will den Mann nicht empfangen, der täglich reuevoll kommt, nach ihrem Befinden fragt, ihr Blumen und Konfekt mitbringt. Die Geschenke fallen achtlos zu Boden. Sie spricht kein Wort mit ihm. Sie will nichts von zu Hause hören. Es ist ihr gleichgültig, daß der Haushalt verkommt. Sie schweigt.

Und betet.

Lange, inständige Gebete trägt sie ihrem Gott vor. Wer weiß, um was sie bittet. Fleht sie um Gesundheit? Um Kraft? Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Denn sie will gar nicht

mehr gesund werden. Sie weigert sich, das Bett zu verlassen. Sie sträubt sich gegen den Gedanken, in ihren häuslichen Pflichtenkreis zurückkehren zu sollen. Sie will ihre Kinder nicht mehr sehen. Sie will Ruhe haben vor dem Leben, das ihr so übel mitgespielt hat.

Ihr einziger Tagesinhalt sind die unaufhörlichen Andachtsstunden. Die innige Verbundenheit mit ihrem Gott bildet die einzige Stütze ihres hoffnungslosen Daseins.

Wann immer man ihr Zimmer betritt, liegt sie mit geschlossenen Augen, gefalteten Händen da und murmelt ihre Gebete ...

Morphium.

Diese Bereitschaft zur Flucht aus dem Leben, der sich gerade die unterleibskranken Frauen so leicht hingeben, führt aber zuweilen auch auf ganz andere Wege.

Die ursprünglich kräftigeren, vitaleren Naturen sind es, die in diesem Zustand nach Betäubung, nach gänzlicher Entrückung aus ihrem sinnlos gewordenen Dasein verlangen.

Wenn ein Mann ins Unglück gerät, ergibt er sich gern dem Alkohol. Frauen wählen diesen Weg seltener. Sie greifen zu anderen Giften.

Ich habe viele Frauen gesehen, die dem Rauschgift verfallen waren. Und ein sehr hoher Prozentsatz dieser Kokainistinnen und Morphinistinnen sind ihrem Laster verfallen, weil sie nach einer Unterleibskrankheit in jenem seltsamen, halblebendigen Zustand der Absonderung und der Fluchtbereitschaft waren.

Das Gift.

Da war eine Patientin, die jahrelang regelmäßig zu mir in die Sprechstunde kam. Sie klagte über Beschwerden an der Leber, im Unterleib. Vor allem aber, das war deutlich zu merken, wollte sie sich über ihre allgemeine innere Unzufriedenheit aussprechen.

Dieses Mädchen stammte aus guten Verhältnissen. Ihr Vater hatte der einzigen Tochter den Besuch einer Musikhochschule ermöglicht. Dann aber war er in einen Bankkrach

verwickelt worden. Nach einem Jahr fruchtlosen, harten Kampfes hatte er resigniert seinem Leben selbst ein Ende gemacht.

Die Tochter nahm tapfer, ohne zu klagen, ihr Leben selbst in die Hand. Sie lernte Schreibmaschine und Stenographie. Sie wollte nicht an das frühere Leben denken. Tätig und pflichtbewußt verdiente sie sich ihren Unterhalt.

Ihre früheren Bekannten sagten sich allmählich von ihr los. Einer von den jungen Männern aus ihrem früheren Kreise hatte ihr versprochen, freundschaftlich zu ihr zu halten. Vielleicht konnte sie hoffen, daß er sie heiraten würde. Aber als das Gespräch einmal auf diese Möglichkeit kam, äußerte er unverhohlen, daß er selbstverständlich niemals die Tochter eines Selbstmörders zur Frau nehmen würde. So verlor sie auch diesen letzten Freund ganz.

Nach einsam verbrachten Jahren hatte sie eine dauernde Stellung in einem kaufmännischen Betrieb gefunden. Bald erwarb sie sich das Vertrauen ihres Chefs. Und in der Zusammenarbeit fand sie in ihm auch den Mann, der ihr Berater und Freund sein konnte.

Aber er war verheiratet. Seine Ehe war inhaltsleer und bedeutungslos. Doch würde die Frau sich nur unter drückendsten wirtschaftlichen Bedingungen zur Scheidung bereit erklärt haben. Und die Verhältnisse lagen nicht günstig genug, um dem Manne den Unterhalt zweier Frauen zu erlauben.

Mit aller Kraft hatte das Mädchen um ihren Freund gekämpft. Unter den ungeklärten Verhältnissen litt sie körperlich, ihre Unterleibsbeschwerden kamen aus den täglichen Aufregungen dieses jahrelangen Kampfes. Zermürbt von Enttäuschungen, hoffnungslos und resigniert, kam sie zu den Ärzten und forderte Betäubungsmittel gegen ihre Leiden. In Wirklichkeit wollte sie über ihre Verzweiflung, ihre innere Leere hinwegkommen. Sie wollte nicht mehr ohne Opium oder Morphium leben, an das sie sich in steigendem Maße gewöhnt hatte.

In der Sprechstunde traf sie eine andere Patientin, in der sie bald eine Leidensgefährtin, eine Dienerin desselben Giftes, erkannte.

Frau Anita Dernburg war eine gut aussehende, gewandte und zielbewußt auftretende Dreißigerin. Sie wußte ganz genau über sich Bescheid. Sie gab ein festumrissenes Bild ihrer

Krankheit. Sie konnte ohne ihre zehn bis zwölf Spritzen am Tag nicht leben. Dabei kannte sie die Gefahr, in der sie schwebte. Aber sie brachte den Willen nicht auf, dagegen anzukämpfen. Sie war unglücklich über diese Energielosigkeit und wünschte selbst, eine neue Entziehungskur durchzumachen. Die wievielte war es wohl schon?

Ihre ganze Art hatte etwas besonders Anziehendes und menschlich Bezauberndes. Nur ein gewisser gehetzter Blick, ein plötzliches Flackern der großen, grauen Augen, eine nervöse Unruhe der leise zitternden Finger ließ die tiefe Störung erkennen.

Die Geschichte dieser Kranken war der Bericht über den Leidensweg einer an sich selbst irre gewordenen Frau. Sie stammte aus einer Familie hochbegabter Menschen, die vielfach die Grenze des Normalen streiften. Ihre Mutter hatte in jungen Jahren jenseits des Ozeans einen Mann kennengelernt, der gerade als Priester die Weihen der Kirche empfangen sollte. Er war mit ihr geflohen, hatte sich heimlich Papiere beschafft und sich mit der geliebten Frau fürs Leben vereinigt.

Nie hatte ein Schatten der Vergangenheit die Ehe der Eltern getrübt. Niemals hatte der Mann bereut, die Segnungen der Kirche gegen sein weltliches Glück eingetauscht zu haben. Drei Kinder waren herangewachsen.

Zwanzig Jahre lag die abenteuerliche Vergangenheit der Eltern schon zurück.

Da kam plötzlich ein versiegeltes Schreiben mit einer fremden Marke. Es enthielt die solange verborgene Wahrheit: Der Mann hatte damals diese Ehe nur durch einen Betrug möglich gemacht. Er hatte in Wirklichkeit die kirchliche Weihe schon empfangen, als er seine Papiere aufs Standesamt brachte.

Nun zeigte sich die innere Kraft dieser Frau. Sie überzeugte sich von der Richtigkeit der Feststellungen. Aber sie machte ihrem Manne keinen Vorwurf. Sie hatte eine glückliche Ehe geführt, dafür mußte sie nun bezahlen. Mit einer sonderbaren, fast krankhaften Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst entschied sie sich.

Vielleicht wäre es durch persönliche Rücksprachen, durch Eingaben bei den kirchlichen Behörden zu erreichen gewesen, daß der Mann nachträglich von seinem Priestereid entbunden wurde. In diesem Falle hätte die Kirche wohl auch die Ehe

nachträglich anerkannt. Aber diese Lösung lehnte die Frau als zu bequem ab. Sie forderte von dem Gatten, dem Vater ihrer Kinder, daß er in den anderen, den feindlichen Pflichtenkreis zurückkehrte, den er niemals hätte verlassen dürfen. Jedes Mitleid, jede Kompromißlösung wies sie hart zurück. Sie wollte leiden. Bewußt machte sie sich zur unehelichen Mutter. Bewußt belastete sie ihre Kinder mit der Schande.

An dieser Belastung ging die älteste Tochter zugrunde. Sie verließ bald das vaterlos gewordene Elternhaus, um in der Fremde unerkannt unterzutauchen. Niemals wieder hörten Mutter und Geschwister etwas von ihr.

Anita selbst heiratete bald darauf einen Mann, der sie in der Hochzeitsnacht ansteckte. Frau Dernburg wußte davon nichts. Sie fühlte sich Mutter und freute sich auf das Kind. Aber im dritten Monat der Schwangerschaft trat eine schwere Blutung ein. Wochenlang lag die Frau zwischen Leben und Tod. Als sie den wahren Grund für das vorzeitige Ende des ersehnten Kindes erfuhr, verfiel sie aus eben begonnener Besserung erneut in schwere Fieberzustände. Sie tobte und schrie, bis ihr endlich eine kleine Spritze Ruhe und Vergessen brachte.

Wieder eine Spritze und noch eine Spritze. Sie gesundete körperlich. Aber sie blieb der wunderbaren Ruhe dieses Giftes verfallen. Ihr ganzes Denken kreiste nur noch um die farblose Flüssigkeit. Den Ärzten, die sie aufsuchte, erzählte sie von furchtbaren Schmerzen, die sie bei ihren monatlichen Blutungen hätte. Es gelang dieser klugen, hochgebildeten Frau, durch sorgsame Vorbereitung und scharfe Beobachtung ihr Krankheitsbild genau festzulegen. Selten ging sie aus der Sprechstunde eines Arztes fort, ohne in der Handtasche das ersehnte Rezept zu haben, das sie in gieriger Hast zur nächsten Apotheke brachte.

Allmählich aber sprach es sich herum, daß Frau Dernburg Morphinistin sein müsse. Die Ärzte verweigerten ihr die geforderten Anweisungen auf das Gift. Sie mußte andere Wege suchen, um es in die Hände zu bekommen.

In einem unbewachten Augenblick nahm sie vom Schreibtisch eines Arztes einen Stoß Rezeptblätter an sich. Geduldig übte sie seine Unterschrift, bis sie ihr völlig vertraut war. Monatelang konnte sie sich die notwendigen Mengen auf diese Art verschaffen.

Allmählich aber fielen dem Apotheker ihre allzu häufigen

Besuche, die stets gleichbleibenden Rezepte auf. Er nahm an, daß diese Frau mit dem Gift einen schwunghaften Schleichhandel trieb. Er benachrichtigte die Polizei, und Frau Anita Dernburg wurde festgenommen, als sie das nächste Mal die Apotheke betrat.

Viele Wochen saß sie in Untersuchungshaft, bis der Tatbestand klar gelegt war. Das Gift, an das ihr Körper völlig gewöhnt war, wurde ihr erbarmungslos verweigert. Unter dieser plötzlichen Entziehung litt sie furchtbare Qualen. Wenn sie tobte, wurde sie in eine Gummizelle gebracht, aus der man sie zermürbt, zusammengebrochen herausholte.

Nach Monaten endlich kam sie frei. Sofort zog sie in eine andere Stadt, um sich dort das geliebte Gift leichter beschaffen zu können. Von nun an reiste sie unaufhörlich umher und trug überall den Ärzten ihre genau durchdachten und vorbereiteten Beschwerden vor. Man hatte nur selten Bedenken, der klugen und einsichtigen Patientin eine kleine Dosis des lindernden Mittels zu verweigern.

Manchmal kamen Tage, Wochen, in denen der Drang, sich von dieser Sklaverei zu befreien, übermächtig wurde. So hatte sie zehn, fünfzehn Entziehungskuren durchgemacht, alle mit ehrlichem Willen begonnen – und alle letzten Endes ohne Erfolg. Nach kurzer Zeit fiel sie immer wieder in ihr früheres Leben zurück. Irgendein Zufall, ein kleines Erlebnis, eine vorübergehende Erschütterung – und sie griff wieder zur Spritze.

Schließlich erkrankte sie schwer. Ihr ganzer Körper war zerstoßen. Narben und Eiterbeulen bedeckten ihre Schenkel. Man brachte sie ins Krankenhaus. Mit der sorgsamsten Behandlung mußte natürlich wieder eine vorsichtige Entziehung verbunden sein. Dann lag sie in schlimmen Tagen und schlimmeren Nächten und schrie nach der Flüssigkeit. In halbwachem Zustande tobte sie umher, zerschlug alle ihr erreichbaren Gegenstände, die Schwestern konnten sie kaum bändigen und mit harmloseren Mitteln zur Ruhe bringen.

Endlich, nach langen Wochen konnte sie aufstehen. Noch war sie ungeheuer schwach. Die kleinste Anstrengung erschöpfte sie völlig. Nur ganz allmählich wurde sie frischer und lebhafter und begann, wieder Anteil am Leben zu nehmen. Sie war anscheinend geheilt, entwöhnt.

Aber eines Tages war sie seltsam verändert. Ihre Knöchel waren geschwollen, ihr Gesicht hatte einen müden, abwesen-

den Ausdruck. Auf Befragen lehnte sie ruhig und sehr bestimmt einen Rückfall ab. Aber die seelische und körperliche Veränderung hielt an.

Tief versteckt in einem Kissen fand sich neulich eine alte, verrostete Nadel, die sie benutzt hatte. Auch jetzt noch bestritt sie, zu dieser Nadel die notwendige Spritze zu besitzen. Hoch und heilig beteuerte sie ihren ehrlichen Willen, diesmal endgültig Schluß zu machen.

Aber nach acht Tagen entdeckte man eine Flasche und die Spritze, die zu der Nadel paßte. Tränen, Ausreden, Lügen. Und wieder begann der Kampf – der doch vergeblich sein würde. Immer wieder würde diese kluge, entschlossene Frau einen Weg finden, sich das geliebte Gift zu verschaffen.

Die Krankheit dieser Zeit.

Zahllos die Fälle. Unübersehbar die Schicksale.

Manchmal fragte ich mich: Kann ein einzelner Mensch soviel Elend ertragen, ohne auf die Dauer abzustumpfen? Muß der Arzt nicht allmählich sein Herz gegen fremdes Leid verhärten, – aus Selbsterhaltungstrieb und um arbeitsfähig zu bleiben, um es in diesem Beruf auszuhalten?

Noch hatte ich nicht den ganzen, schrecklichen Umfang des menschlichen Leidens erfahren.

Die Frauen, von denen ich bis jetzt erzählt habe, waren Kranke. Schwer war ihr Schicksal, nicht allen konnte ich helfen. War bei vielen eine Rettung möglich, so konnte ich mancher von ihnen höchstens Linderung, Erleichterung verschaffen.

So oder so, – meine Pflicht als Ärztin war klar und eindeutig.

Da drüben ist die Krankheit, der Feind, – den mußt du angehen, so gut du kannst, mit allen Waffen, die dir Wissenschaft und Gesellschaft zur Verfügung stellen können. Und bei diesem Kampfe steht hinter dir das Gesetz und der Wille der ganzen Menschheit, der Staat wie der einzelne...

Aber es gibt eine Krankheit, die sieht anders aus. Plötzlich stehst du ihr gegenüber, allein, ohne Rückhalt, und mußt als Arzt, als Helfer deine Pflicht tun, – deine Pflicht, die dir keiner erklärt hat. Es gibt eine Krankheit, die ist bitterer als der immer noch unerforschte Krebs, schlimmer als eine Infektion,

furchtbarer als alle Seuchen. Auch die von ihr Heimgesuchten sind „Patientinnen“, Leidende. Doch ihr Leiden ist von der Gesellschaft nicht anerkannt, – sie müssen es vor der Welt verstecken. Denn im banal pathologischen Sinne gelten sie ja für gesund. Mehr noch: Ihr Leiden ist für viele gerade ein Beweis ihrer Gesundheit. Sie leiden an ihrer scheinbaren Kraft, an ihrer angeblichen Gesundheit. Sie leiden an ihrem lebendigen Körper. Sie leiden an ihrer fruchtbaren Frauennatur. Sie sind durch sich selbst, durch ihr eigenes Blut und Wesen in Qualen verstrickt worden, die unendlich grausamer sind als alle äußeren, anerkannten Krankheiten.

Dann kommen sie zur Ärztin und schenken der ihr ganzes, rückhaltloses Vertrauen. Sie suchen Hilfe, Rat, Ausweg.

Sie wissen genau, – beinahe jede einzelne von ihnen weiß es ganz, ganz genau, – daß sie mit ihrer Natur in Kampf geraten sind. Jede von ihnen hat lange, martervolle Überlegungen hinter sich, wenn sie erst den Entschluß gefaßt hat, zum Arzt zu gehen.

Und dann erleben sie fassungslos, daß wir fragen, zögern, zweifeln, untersuchen, wieder fragen.

Sie spüren nur ihr Leiden und wollen rasche Hilfe.

Ihr Leiden aber ist die wahre, grauenvolle, schrecklichste, mörderischste Krankheit der Zeit:

Das unerwünschte Kind.

Man muß dieses Furchtbare einmal eindeutig aussprechen.

Keine Antwort.

Ich habe in der Praxis die Erfahrung gemacht: Jede Frau, die ihr Kind nicht austragen will, aus welchen Gründen auch immer, behält in der Tiefe ihres Bewußtseins ein Gefühl dafür, daß sie in den natürlichen Lauf der Entwicklung eingreift. Sie empfindet das als dunkle, schicksalhafte Not und Verstrickung. Manchmal wohl auch als bittere, unentrinnbare Schuld.

Jede von ihnen, auch die oberflächlichste, spürt etwas von der Notwendigkeit, ihre biologische Aufgabe als Frau zu erfüllen.

Das, eben das wissen die Männer nicht oder wollen es nicht wissen. Von der sicheren Warte ihrer festgefügtten Her-

renmoral herab sprechen sie über Verantwortungslosigkeit, über Leichtsin.

Gab es denn Leichtsinnige unter denen, die zu mir kamen? Sicherlich. Aber – warum wurde denn bei ihnen der Leichtsin soviel strenger gestraft als bei irgendeinem Manne? Das ist eine uralte, simple, banale Frage. Man tut sie kurz ab: Sie sei eben unbeantwortbar wie jede „Schicksalsfrage“. Ist das nicht viel sträflischerer Leichtsin? Aus verbrecherischer Gewohnheit und Bequemlichkeit lügt sich die Menschheit über dies Problem – wie über manches andere – hinweg.

Bis einmal der Tag kommen wird, der Klarheit, Redlichkeit, – der Antwort bringt.

Nach dieser Antwort aber wird der Arzt von jeder einzelnen Patientin gefragt. Und immer wieder muß er um die erschöpfende Antwort herumreden: „Die Natur ist nun einmal so.“ Aber das ist keine Antwort, mit der man verzweifelte Menschen trösten kann. Dann gehen sie eben hin und handeln bewußt gegen die Natur.

Wenn sie vor uns sitzen, dann hoffen sie noch auf eine klare, menschliche Lösung, auf Hilfe, auf körperliche und seelische Entlastung. Den merkwürdigen Zwischenzustand, der keine Krankheit ist und doch auch kein natürliches, gewolltes Wirken der gesunden Kräfte, – sie empfinden ihn als das ungerechteste aller Leiden.

So kommen sie alle, Junge und Ältliche, Schwache und Kräftige, Wohlhabende und Arme, und wollen Rat in dieser schwersten körperlichen Not. Der Arzt, der natürliche Helfer, soll ihnen helfen. Und sie wollen nicht verstehen, daß er ihnen nicht helfen kann.

Denn was sollte ich ihnen sagen?

Wenn keine Krankheit vorliegt, die das Leben der schwangeren Frau unmittelbar gefährdet, dann befiehlt das Gesetz die Austragung des Kindes, ohne Rücksicht auf irgendwelche äußeren oder inneren Umstände, die entgegenstehen.

Was das Gesetz gebietet, das will ja die gesunde, kräftige Frau von selbst. Ihre Natur treibt sie dazu, Mutter zu werden, – selbst außerhalb der Ehe.

Aber die Gesellschaft verfemt die uneheliche Mutter, auch heute noch. Sie straft mit Verachtung die Frauen, die ohne das Privileg der Ehe dem Gesetz gehorchten: dem Gesetz des eignen Körpers und dem des Staates.

So kommt es, daß viele Frauen erst bewußt und freudig das Kind auf sich nehmen, selbst wenn sie es nicht gewollt haben. Aber dann, nach der Geburt beginnt für sie das Leid.

Wieviele habe ich gesehen, die unter dem bedrückenden Problem des ausgetragenen Kindes fast zusammenbrachen. Gerade diese Fälle muß man kennen, genau kennen, – wenn man sich eine gründliche Meinung über alle Fragen des Geburtenproblems bilden will.

Eine höhere Tochter.

Zu den regelmäßigen Besucherinnen meiner Sprechstunde gehörte die rotblonde Irmgard König. Ich sehe sie noch vor mir: Wie sie mit ihrem dreijährigen Mädchlein hereinkommt, – ganz und gar ein Bild gutbürgerlichen Mutterglücks. Wer konnte dieser jungen Frau die bittere Tragödie ansehen, die sie durchgemacht hatte?

Ihr Vater war ein hoher Beamter, stolz auf seinen Rang in der Gesellschaft, stolz auf seine Frau, die aus altadliger Familie stammte. Seine beiden Söhne waren natürlich Offiziere geworden. Nach dem Kriege kamen sie in kaufmännischen Betrieben unter. Aber sie konnten ihre glanzvolle Vergangenheit nicht vergessen und fühlten sich als Entwurzelte.

Um so nachdrücklicher kümmerten sie sich um die Erziehung der jüngeren Schwester. Irmgard war ganz in den Vorstellungen ihrer bürgerlich-wohlhabenden Umwelt erzogen worden. Sie war mit all jenen Kenntnissen und Fertigkeiten versehen, die aus einer höheren Tochter eine heiratsfähige junge Dame machen. Irgendwann würde sie einen gesellschaftlichen gleichgestellten jungen Mann kennenlernen, er würde um sie anhalten, sie würde als Jungvermählte aus dem Haus gehen.

Niemand wußte, daß sie insgeheim längst über ihr Leben entschieden hatte. In der Werkstatt einer bekannten Autofirma hatte sie einen jungen Mann kennengelernt. Sie hatten einander wiedergetroffen, hatten gemeinsame Fahrten unternommen. Bald wußten sie, daß sie fürs Leben zusammenbleiben würden.

Irmgard war sich darüber klar, daß sie große Schwierigkeiten zu überwinden haben würde. Der Freund war nicht aus ihren Kreisen. Seine Mutter war Wäscherin. Er selbst

hatte sich mit zäher Energie vom einfachen Mechaniker heraufgearbeitet. Jetzt war er vielgenannter Rennfahrer jenes großen Automobilwerkes.

Gelegentlich versuchte Irmgard wohl, zu Hause von ihrer Bekanntschaft mit diesem Mann zu sprechen. Da sah sie in erstaunte Gesichter. Die Eltern taten die Sache mit ein paar herablassenden Worten ab. Auf den Gedanken, daß ihre Tochter mit einem solchen Menschen wirklich befreundet sein könnte, kamen sie gar nicht. Irmgards Brüder aber lachten sie einfach aus, wenn sie von dem tüchtigen, zukunftsvollen Bekannten sprach. Sie verstand rasch, daß es besser war, vorläufig zu schweigen.

Vorläufig. Denn einmal mußte die Auseinandersetzung doch kommen. Zuerst aber wollte der Freund eine sichere Grundlage für ihr gemeinsames Leben schaffen. Ein langjähriger, guter Vertrag mit seiner Firma war in Vorbereitung. Gleich nach dem großen Alpenrennen, für das er von seinem Werk gemeldet war, würde sich alles entscheiden.

Dieses Rennen war für die beiden jungen Menschen ein Symbol der Entscheidung. Es ging um mehr als Geld. Vielleicht würde es unter dem Eindruck des eben errungenen Sieges sogar möglich sein, mit dem Vater zu reden.

Und daß der Freund siegen würde, daran zweifelten beide nicht einen Augenblick. Er mußte einfach siegen. Und selbst, wenn er nicht siegen sollte, – für Irmgard war die endgültige Entscheidung längst gefallen.

Sie wußte, daß sie ein Kind von ihm unter dem Herzen trug.

Zu Haus sah sie zur Seite, wenn die Mutter ihr besorgt über das blasse Gesicht fuhr. Noch ein paar Tage Kraft! Am nächsten Sonntag mußte sich ihr Schicksal entscheiden, und sie konnte vor die Eltern hintreten, ihnen die Wahrheit gestehen, – so oder so Klarheit schaffen.

An diesem Sonntagabend sollte ihr ein Telegramm den Ausgang des Rennens melden. Sie wartete vergeblich. In der Nacht rief sie im Werk an.

Fünfhundert Meter vor dem Ziel, in Front liegend, dicht vor dem Siege, war der Wagen des jungen Fahrers ins Schleudern geraten. Mit 130 Kilometern war er in eine Linkskurve gegangen, – eine hundertstel Sekunde lang hing das äußere Vorderrad frei in der Luft, dann hatte der Wagen sich überschlagen. Aus den Trümmern zog man einen Toten, auf des-

sen Brust man ein kleines Amulett mit einem Mädchenbild fand.

Mit übermenschlicher Energie hielt Irmgard die drei, vier, fünf Minuten am Apparat aus. Dann dankte sie mit schwacher Stimme. Hängte ein. Und brach zusammen.

Nach Stunden trat sie entschlossen, tränenlos vor die Eltern und sagte ihnen, daß sie ein vaterloses Kind haben würde. Die Mutter brach in fassungsloses Weinen aus. Der Vater verließ hochaufgerichtet, ohne ein Wort, das Zimmer.

Vier Wochen lang kämpfte Irmgard in ihrem Elternhaus um Verständnis, um Liebe, um Hilfe. Umsonst. Man behandelte sie wie eine Verfemte. Am schlimmsten fast war das Verhalten der Brüder. Für sie, von deren bedenkenlosen Jugendstreichen Irmgard doch so manches im Lauf der Jahre gehört hatte, war die Schwester eine Entartete, der man durch Worte und Gebärden klarmachen mußte, daß sie am besten so schnell wie möglich zu verschwinden hätte.

Da gab sie den ungleichen Kampf auf. Sie packte einen Koffer mit den notwendigsten Sachen und ging aus dem Hause.

In einer billigen Dachkammer kroch sie unter. Jede Arbeit, die sich ihr, der Ungelernten, bot, nahm sie an. Tage und Nächte hindurch schrieb sie Adressen. Dann arbeitete sie viele Wochen lang als Dienstmädchen in einem Haushalt. Nebenbei fertigte sie all die kleinen Hemden und Kittel an, die ihr Kind brauchen würde.

In einer der großen Geburtskliniken brachte sie es dann zur Welt, – ein kräftiges kleines Mädchel. Schon acht Tage danach nahm sie die Arbeit wieder auf. Rastlos würde sie schuften müssen, um nur das Allernötigste für das Kind und sich zu verdienen. Ihr Gesicht wurde schmal und blaß und hart. Niemand durfte die Tränen sehen, die sie zu Haus einsam weinte.

Noch einmal machte sie einen letzten Versuch, sich mit dem Vater auszusöhnen. Umsonst, er ließ sich einfach verleugnen. Sie war ein für alle Male auf sich selbst gestellt.

Zuweilen traf sie auf der Straße jemand aus ihrem früheren Kreise. Dann sahen die Freundinnen, mit denen sie auf so vielen Bällen vergnügt gewesen war, beiseite. Und die jungen Männer gingen plötzlich auf die andere Seite der Straße, wenn ihnen diese junge Frau mit dem Kind auf dem Arm begegnete.

Später bekam sie eine schlecht bezahlte Stelle als Verkäuferin. Da mußte sie ihr Kind tagsüber in ein Kinderheim bringen, so ungern sie das auch tat. An ihrem freien Nachmittag kaufte sie im Warenhaus irgendein billiges Spielzeug, ein Blechhundchen oder einen kleinen Bär. Wenn sie mit solchen Herrlichkeiten heimkam, wenn sie mit dem Kind spazieren ging, wenn sie abends eine letzte halbe Stunde mit dem Kind spielte, dann fand sie wohl lustige, sorglos klingende Worte. Aber dann wurde sie von der Müdigkeit überwältigt und fiel in Schlaf, zuweilen, ohne sich richtig entkleidet zu haben. Wirre Träume ängstigten sie. Immer wieder sah sie einen Rennwagen um die vereisten Kurven einer Paßstraße rasen, rutschen, sich aufbäumen, umschlagen. Mit einem unterdrückten Schrei fuhr sie auf. Lauschte. Drüben atmete das kleine Wesen im tiefen ahnungslosen Kinderschlaf. Da – jetzt wurde es unruhig. Nun hustete es. Da sprang die Mutter auf, eilte hinüber, starrte in das schlafheiße Gesicht. Wieder eine Erkältung, ein Schnupfen? Oder vielleicht Schlimmeres? Gleich morgen mußte sie wieder zur Ärztin gehen.

Und da saß sie dann vor mir, gehetzt, sorgenvoll, ängstlich fragend. Das echte Bild einer Mutter. Einer vorbildlichen Mutter. Und gerade deshalb verdammt, ausgestoßen, im Elend.

Ich muß an sie denken, hier in der Einsamkeit meiner Zelle. In meiner Kartothek ist auch ein Blatt, auf dem der Name Irmgard König steht. Aber dieses Blatt wird den Herrn Untersuchungsrichter nicht interessieren. Da gibt's nichts nachzuforschen und zu befragen. Eine Mutter mit ihrem Kind, die in die Sprechstunde gekommen ist, – das ist doch nichts Besonderes.

Wirklich, es ist nichts Besonderes. So wie ihr geht es Unzähligen, die den Kampf aufgenommen haben, die ihr Kind zur Welt gebracht haben und aufrecht eingetreten sind für ihr Mutterrecht. Der Fall Irmgard König ist kein interessanter, kein merkwürdiger Fall.

Vielleicht muß ich gerade deshalb jetzt so oft an ihn denken...

Der Schutz der Volksgesundheit.

Die Vernehmungen folgen aufeinander, Tag für Tag. Immer wieder bemühe ich mich, den Untersuchungsrichter nicht einfach als bösen Feind, als abschreckenden Gegner zu sehen. Er verteidigt seine Welt, an die er glaubt. Und ich die meine.

Aber dieser Kampf ist zu ungleich, zu ungeistig. Es ist schwer, dem Richter zu glauben, daß er in mir nicht einfach eine Verbrecherin sieht, eine, die der Menschheit Schaden zugefügt hat. Ist er fähig, mich gerecht, unvoreingenommen, als einen Menschen mit dem Recht eigener Anschauungen zu nehmen? Ich weiß es nicht. Die Berufsmaske, die mir gegenüber sitzt, ist undurchdringlich.

Am schlimmsten ist es, wenn er mich überzeugen und gewissermaßen belehren will. Dann wird der Ton seiner Worte einfach unerträglich. Allzu offenkundig zeigt er, wie gut er es meint.

Gestern zum Beispiel, – da hat er sehr nachdrücklich von seiner hohen Pflicht gesprochen, die Volksgesundheit zu schützen.

Die Volksgesundheit ...

Ich hätte ihm als Antwort einen meiner Fälle erzählen sollen, der auch nicht unter denen ist, die den Richter interessieren. Eine alltägliche Geschichte, heute morgen fiel sie mir wieder ein.

In die Sprechstunde kommt ein junges Mädchel, groß, besonders kräftig gebaut. Doch sie macht einen müden, abgehetzten, seltsam zerstörten Eindruck. Mit schleppendem Schritt kommt sie näher, läßt sich auf den Stuhl vor meinem Schreibtisch fallen. Mit leiser Stimme beginnt sie zu sprechen.

Bei den ersten Worten fällt mir ein, daß ich sie schon kennen muß. Frage sie.

Zögernd kommt die Antwort: „Ja, ich war schon bei Ihnen. Damals. Vor einem halben Jahr.“

Damals. Richtig. Jetzt erinnere ich mich ihrer genau:

Eines Tages kam sie zu mir. Laut, groß, gesund, – ganz und gar anders in ihrem Auftreten als heute. Sie redete ein bißchen hin und her. Und gestand endlich, sie fühle sich Mutter. Das Kind müsse unbedingt weg. Ich untersuchte sie. Und dann mußte ich ihr sagen, daß ich selten einen so kerngesunden, urkräftigen Körper gesehen hätte. Wenn überhaupt eine

Frau, dann sei sie von der Natur mit allen zur Mutterschaft nötigen Kräften ausgestattet. Da gäbe es nichts, – sie müsse das Kind austragen.

In ihren Augen stand ein wildes Erschrecken. Sie rief: „Ich will aber das Kind nicht.“

Ich setzte ihr auseinander, daß es darauf nicht ankäme. Nur wenn sie aus triftigen gesundheitlichen Gründen ihr Kind nicht bekommen könne, dürfte ich tun, was sie von mir verlangte.

Sie sah mich verständnislos an: „Aber ich kann ja nicht. Unmöglich kann ich es!“

„Warum?“

„Mein Vater ist sehr bekannt hier in der Stadt. Ich habe Ihnen vorhin einen falschen Namen angegeben.“ Sie nannte jetzt den richtigen. „Sie verstehen doch: Es ist ganz und gar unmöglich, daß ich dies Kind bekomme. Wenn ich auch nur davon rede, werde ich auf der Stelle von meinen Eltern herausgeworfen. Sie sehen doch, – es ist ganz, ganz unmöglich!“

Da versuchte ich ihr nun zu erklären, das alles seien keine Gründe im Sinne des Gesetzes. Ob sie denn noch nie von diesem Gesetz gehört hätte?

Doch – schon, – so ganz im allgemeinen. Ich nahm einen Band vom Bücherregal, las ihr vor:

„Paragraph 218 unseres Strafgesetzbuches sagt: Eine Schwangere, die ihre Frucht vorsätzlich abtreibt oder im Mutterleib tötet, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnis nicht unter sechs Monaten ein.

Dieselben Strafvorschriften finden auf denjenigen Anwendung, welcher mit Einwilligung der Schwangeren die Mittel zu der Abtreibung oder Tötung bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat.

Paragraph 219: Mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren wird bestraft, wer einer Schwangeren, welche ihre Frucht abgetrieben oder getötet hat, gegen Entgelt die Mittel hierzu verschafft, bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat.“

Ein kalkweißes, tiefentsetztes Gesicht starrte mich an. Ich nahm ihre Hand:

„Sehen Sie, – alle diese Strafandrohungen bestehen nur für den Fall nicht, wenn eine Schwangere schwer krank ist, wenn also durch die Geburt ihr Leben oder das des Kindes gefährdet ist. Nur ein solcher, medizinischer Grund rechtfertigt

einen Eingriff. Das alles kommt bei Ihrem gesunden, kräftigen Körper nicht in Frage. Und darüber hinaus leben Sie zu Hause in guten Verhältnissen, können sich pflegen...“

Sie unterbrach mich: „Pflegen? Ich werde hinausfliegen, unweigerlich.“

Was blieb mir übrig, als ihr gut zuzureden: Sie sollte es versuchen, sollte mit ihrer Mutter reden, schließlich wäre sie ja nicht das erste junge Mädchen, dem so etwas passiert sei. Natürlich sei es schwer, seinen Eltern so etwas zu beichten. Aber schließlich würden sie ein Einsehen haben, würden das Unabänderliche hinnehmen.

Sie antwortete nicht, weinte nicht, lächelte nur verzerrt. Als sie sich verabschiedete, sagte ich ihr, sie sollte nur ruhig wieder zu mir kommen, — ich würde ihr gern helfen, so gut ich vermöchte. Sie ging schweigend hinaus. Und kam nicht wieder.

Nun saß sie hier. Völlig verändert, verstört, ein müder, verhärmteter Mensch. Und erzählte mir, was inzwischen geschehen war.

Sie hatte ihre Eltern besser gekannt als ich. — Sie hatte gewußt, daß sie vergebens um Verständnis flehen würde.

Darum biß sie die Zähne zusammen und beschloß, ihren Zustand zu verheimlichen. Es gelang. Sie brachte die fast unmenschliche Energie dazu auf. Mit festen Bandagen umschnürte sie ihren Leib. Niemand sollte ihr etwas anmerken. Und es merkte ihr niemand etwas an. Abenteuerliche Wochen und Monate: Inmitten ihrer Familie, unter den Augen der eigenen Mutter scheinbar unverändert hinzuleben, während das unheimliche Leben im eignen Leibe wuchs und drängte und sich rührte.

Als die Wehen begannen, fuhr sie angeblich zu einer Freundin aufs Land, zu überraschendem Besuch für wenige Tage. Dort gebar sie. Das Kind blieb draußen in Pflege, sie hatte das winzige, runzlige, kaum menschenähnliche Wesen kaum gesehen. Es würde irgendwohin gegeben werden, was wußte sie davon, sie durfte sich nicht darum kümmern. Nie mehr.

Am dritten Tag schon war sie wieder zu Hause. Sie erzählte den Eltern von einer kleinen Krankheit. Blaß saß sie da, mit schmal gewordenen Hüften, wie mit ausgeleertem Leib. Aber es gelang. Ihre grauenvolle Energie siegte. Niemand merkte etwas. Dankbar trank sie den heißen Tee, den

die Mutter ihr einschenkte. Aber dann blieb sie kränklich. Sie wurde nicht wieder ganz gesund. Durch die gewaltsam unterdrückten Anstrengungen und Schmerzen war ihr Körper, ihr gesunder, schöner, sportlich geübter Körper zerrüttet. In der viel zu kurzen Zeit nach der Geburt hatten sich die Unterleibsorgane nicht erholen und zurückbilden können.

Und nun kam sie wieder zu mir. Niemand durfte den Grund ihrer Krankheit wissen. Sonst wäre ja alles umsonst gewesen, – alle Schmerzen, alle Opfer, die sie gebracht hatte, um rein und makellos vor ihren Eltern, vor der Welt dazustehen.

Vielleicht würde alles noch gut werden.

Vielleicht aber war sie fürs ganze Leben zerstört.

Der eheliche Name.

Der Fall dieses jungen Mädchens war natürlich nicht der einzige seiner Art. Viel öfter, als es die Öffentlichkeit erfährt, erleben Frauen gerade aus der sogenannten guten Gesellschaft ähnliches. Wieviele Leben werden durch ein heimliches, unerwünschtes Kind, durch die Leiden einer verborgenen und nebenbei abgetanen Mutterschaft ein für alle Male zerbrochen!

Oft kamen solche Frauen dann später, älter geworden, mit allerlei Beschwerden zu mir und sprachen sich dann, endlich, über ihre Erlebnisse aus. Bei ihnen lag das alles weit zurück. Aber die Folgen konnten am Ablauf eines ganzen Lebens nachgeprüft werden, in dem das einstige, kummervolle Ereignis sich auswirkte.

Ob der Untersuchungsrichter ahnte, wieviel Schaden an der von ihm verteidigten Volksgesundheit auf diese Art entstand? Und vor allem – an der Volksseele?

Alle diese Frauen hatten einen verbitterten Zug im Gesicht. Sie hatten darauf verzichtet, am frohen, starken Leben der andern teilzunehmen. Das unerwünschte Kind hatte sie isoliert und zur Resignation gebracht.

Oft kam Frau Gertrud Werner mit ihrem blassen, vierzehnjährigen Mädchen zu mir in die Sprechstunde. Sie war der Typ der geschiedenen Frau, den ein Teil der unverständigen Gesellschaft auch heute noch, allen laut verkündeten

freieren Anschauungen zum Trotz, mißtrauisch umspäht, verdächtig und mit einem verlogenen Schimmer des Interessantseins umgibt.

Es war wirklich nichts besonders Interessantes an dieser armen Frau. Sehr alltäglich und banal war die Tragödie ihres Lebens gewesen:

Achtzehn Jahre alt war sie, als sie auf irgendeiner Gesellschaft einen lustigen, netten jungen Kerl kennenlernte. Sie verabredeten sich, trafen einander, kamen immer öfter zusammen. Er warb um sie, ernstlich wie es schien. Sprach von Liebe und Ehe, machte Zukunftspläne. Eine Weile lang leistete sie ihm Widerstand, bis es ihm gelang, ihre mädchenhafte Scheu zu überwinden.

Einige Wochen später erzählte sie ihm vom Ausbleiben ihrer monatlichen Blutung. Plötzlich hatte er eine Menge Bedenken gegen eine dauernde Verbindung. Vergebens weinte sie, vergebens beschwor sie ihn bei allem, was ihm heilig war, sie nicht im Elend sitzen zu lassen. Er zog sich ganz von ihr zurück.

Als sie nicht mehr ein noch aus wußte, zog sie ihren strengen, unnachsichtigen Vater ins Vertrauen, kurze Zeit vor der zu erwartenden Geburt.

In einem entlegenen Sanatorium brachte sie das Kind zur Welt. Nach ihrer Rückkehr führte sie der erste Weg zum Standesamt, wo der Vater ihres Kindes sie erwartete. Sie wechselten nur wenige Worte miteinander. Als er mit leiser Stimme sein Jawort gab, ahnte sie, daß es ihm von ihrem Vater abgekauft sein müsse. Nie im Leben hat Frau Werner erfahren, mit welchen Mitteln ihr Vater den jungen Mann zwang, ihr und dem Kind seinen Namen zu geben. Nach beendeter Zeremonie verabschiedete sich der Gatte mit ein paar leeren Abschiedsphrasen.

Ihre Hoffnung, alles könne noch gut werden, war ein für alle Male zunichte geworden. Die äußere Trennung wurde aufrecht erhalten. Niemals hat Frau Werner den Vater ihres Kindes wiedergesehen. Nach kurzer Zeit schon wurde die vorher vereinbarte Scheidung eingeleitet. Ihr Vater hatte alles vorsorglich geregelt. Wahrscheinlich hatte er es sich viel Geld kosten lassen, damit dem Kinde die Schande der Unehelichkeit erspart bliebe. Die Familienehre war gerettet. Der Vater hatte seine Pflicht getan. Er war sogar überzeugt, daß er ein großes Opfer für seine Tochter gebracht hatte. Dafür erwar-

tete er ihre lebenslängliche, demütige Dankbarkeit. So durfte sie ihn nicht fühlen lassen, daß ihr Leben als Frau zerbrochen war. Er hätte sie nicht verstanden. Bis zu seinem Tode lebte sie unauffällig und unterwürfig neben ihm hin.

Dann war sie frei. Aber diese Freiheit kam zu spät. Sie konnte keinem Menschen, keinem Mann mehr Glauben schenken. Und sich selbst traute sie nicht mehr die Kraft zu, ein eigenes, neues Leben als Frau zu beginnen. So wies sie alle zurück und vereinsamte immer mehr.

Ihre ganze Liebe galt dem Kinde, das allmählich heranwuchs. Ihm wollte sie das Schicksal ersparen, das ihr selbst widerfahren war. Mit übertriebener Ängstlichkeit beobachtete sie jedes kleine Ereignis im Leben der Tochter. Sie durfte nicht mit anderen Kindern spielen, mußte immer zu Haus sitzen, Handarbeiten machen, der Mutter im Haushalt helfen.

Nun hatte das Mädchen seit einem halben Jahr unregelmäßige Blutungen und starke Schmerzen. Immer wieder wurde das blasse, stille Kind von der Mutter zu mir in die Sprechstunde gebracht.

Und jedesmal stärker hatte ich das bitterböse Gefühl einer Vorahnung:

Bereitete sich hier nicht ein neues, unheimliches, ungewisses Frauenschicksal vor?

Würde dieses allzu verschlossene, umhegte, umsorgte Kind nicht eines Tages unvorbereitet den Forderungen, den Gefahren des Lebens ausgesetzt sein?

Eine Gesellschaftsehe.

Frau Werner hatte damals, als junges Mädchen, den Mut zur letzten Verantwortung, zur eignen freien Entscheidung nicht gefunden. Sie hatte sich mit einem Kompromiß zufrieden gegeben. Und daran war ihr ganzes Leben zerbrochen. Daran würde – vielleicht – auch das Leben ihrer Tochter immer kranken...

Diesen Mut zu einer eignen, freien Entscheidung hatte eine andere Frau gefunden, die Jahre vorher mehrmals zur Untersuchung gekommen war. Freilich – diese Entscheidung war negativ ausgefallen, lebensfeindlich, selbstvernichtend.

Ich will auch ihr Schicksal erzählen:

In jungen Jahren hatte sie eine der üblichen Gesellschafts-

ehen geschlossen. Ihren Mann hatte sie vor der Hochzeit kaum gekannt. Und auch später lernte sie ihn eigentlich nicht besser kennen. Sie lebten nebeneinander hin; und die Frau war damit zunächst durchaus zufrieden. Sie hatte eine sogenannte gute Ehe geschlossen. Ihr Haus war ein Mittelpunkt angenehmer Geselligkeit. Sie war, wie man so sagt, überall dabei. Ihr Mann war immer heiter, gütig, aufmerksam las er ihr alle kleinen Wünsche an den Augen ab. Oft reisten sie auch zusammen. Im übrigen kümmerten sie sich nicht viel umeinander.

So ging es lange Zeit gut. Für ein glattes, unkompliziertes Zusammenleben war die Frau ja erzogen worden. Es dauerte Jahre, bis sie überhaupt merkte, daß ihr etwas fehlte. Was es war, wußte sie zunächst noch gar nicht. Sie versuchte, sich lebhafter im Haushalt zu betätigen. Aber da war alles wunderbar geordnet und lief seinen gewohnten Gang. Sie konnte eigentlich nur stören. Dann beobachtete sie mit Staunen, mit Neugier, endlich mit wachsendem Neid, daß manche junge Frauen ihrer Bekanntschaft mit leuchtenden Augen von ihrem Heim, ihrem Gatten sprachen. Sie überlegte, ob sie selbst ähnlich hätte reden können. Und sie kam zu dem Schluß, daß dafür kein Anlaß vorläge. Allmählich kam sie zum Bewußtsein ihrer inneren Einsamkeit. Sie versuchte, mit ihrem Mann darüber zu sprechen. Er wehrte ihre Andeutungen mit ein paar amüsierten Scherzworten ab. Wenn sie nach seinen Sorgen, seinen Geschäften fragte, lachte er sie aus: Das sei doch nichts für eine Frau. Alle Versuche, näher an ihn heranzukommen, blieben erfolglos.

So begann sie, sich bewußt abzuschließen. In ihrer Jugend hatte sie viel draußen in der Natur gelebt. Dorthin zog sie sich jetzt zurück. Viele einsame Morgenstunden verbrachte sie auf dem Rücken ihres Schimmels. Auf langen, ziellosen Ritten, in der Freude am Beherrschen des eigenen Körpers und des Tieres fand sie eine gewisse Ruhe und Zufriedenheit.

Am liebsten aber streifte sie mit der Büchse durch die Wälder. Manchen Herbstabend verbrachte sie allein auf einem Anstand. Sie war eine ausgezeichnete Schützin. Mit freundlichem Lachen ließ ihr Gatte sich jedesmal die frischen Trophäen zeigen. Er liebte es, in der Gesellschaft von der Passion seiner Frau aner kennend zu sprechen. Und er war großzügig: Im nächsten Jahr schenkte er ihr eine eigene Gamsjagd im Gebirge.

Dort oben verbrachte sie mutterseelenallein viele Wochen in einer kleinen Jagdhütte. Tagsüber hallten die Berge wider vom Echo ihrer Schüsse. Abends bereitete sie sich allein ihr Jägeressen. Nachts schlief sie fest und glücklich auf einem Feldbett. Sie war zufrieden. Endlich einmal hatten ihre Tage einen eignen Inhalt. Manchmal, wenn sie auf schmalem Grat stundenlang beobachtend lag, begann sie nachzudenken: Warum kann es nicht immer so sein? Warum ist es da unten so ganz anders, bei meinem Mann, dem ich fremd geblieben bin, der mir ein Fremder ist? Werde ich immer unzufrieden sein? Werde ich mich immer bescheiden müssen?

Eines Tages klopft es frühmorgens an die Hütte. Besuch. Es ist der Bruder ihres Mannes, ihr Schwager. Er sei zufällig nahe von hier in einem Kurort, – habe nur mal heraufschauen wollen.

Er blieb den ganzen Tag. Er kam wieder. Qualvoll wurde die Frau sich bewußt, daß ihre stolze Einsamkeit Selbstbetrug war, – daß sie die ganze Zeit nur auf Befreiung, auf diesen Menschen gewartet hatte. Sie wehrte sich lange vergebens gegen die späte, wilde, unwiderstehliche Leidenschaft. Dann gab sie nach.

Monate später saß sie in meiner Sprechstunde und forderte Gewißheit über ihren Zustand. Als sie die Wahrheit hörte, wurde ihr Gesicht hart, eisig. Ich versuchte sie zu beruhigen, ich sagte leere, hilflose Worte über eine Lösung, einen Ausweg.

„Es gibt keine Lösung! Es gibt nur die Möglichkeit, ehrlich die Folgen auf mich zu nehmen.“

Sie trat ihrem Mann gegenüber. Mit rückhaltloser Offenheit gestand sie alles. Zum ersten Male verließ ihn seine glatte, verbindliche Ruhe. Dann ging sie aus dem Zimmer. Mit unbeirrbarer Hand richtete sie die Waffe gegen die eigne Stirn und nahm das Kind mit sich, dessen Leben sie nicht verantworten konnte.

Zwei Generationen.

Mutterschaft, – sie ist für die herrschende Gesellschaftsmoral eines der unbestrittenen und absoluten Ideale. An der Gültigkeit dieses Ideals zu zweifeln, bedeutet Revolution.

Mutterschaft ist immer und unter allen Umständen ein

Glück, das zu erstreben ist, das mit allen Mitteln des Gesetzes und der gesellschaftlichen Anschauung zu schützen ist. Dieses Glückes macht sich die uneheliche Mutter wohl unwürdig. Und das bekommt sie in mehr als einer Beziehung zu fühlen, moralisch und rechtlich. Dennoch soll sie es als ein Glück, als ein – zwangsweises Glück empfinden, selbst wenn sie dafür die äußeren Folgen der Verfemung und Schande auf sich nehmen muß.

Gerade der Arzt kann beinahe täglich erleben, wie falsch, wie ausgehöhlt dieses Ideal ist. Damit ist nicht die offenbare und unbezweifelbare Tragödie der unehelichen Mutterschaft gemeint, nicht das ungewollte Kind eines jungen Mädchens oder das Kind, das eine verheiratete Frau außerehelich bekommt. Diese Tragödien sind dem Bewußtsein der Öffentlichkeit vertraut.

Aber gerade innerhalb der geordneten, gesetzlichen Ehe spielen sich tausendfache Kämpfe um das ungewollte Kind ab. Davon hört die Außenwelt nichts. Nur der Arzt bekommt einen Begriff von den bitteren Leiden und zerrüttenden Konflikten durch unerwünschte, eheliche Mutterschaft.

Ich erinnere mich einer ernsten, klugen Frau, der Gattin eines bekannten akademischen Lehrers. Sie war einst die Schülerin, die famula, die Vertraute des Mannes gewesen, den sie dann aus der Überzeugung geistiger Zusammengehörigkeit heraus, aus einem unbedingten Vertrauen geheiratet hatte, obschon er fast zwanzig Jahre älter war. Sie selbst war eine hochbegabte Frau, brennend interessiert nicht nur an den Dingen ihres speziellen Wissensgebietes, sondern an allem, was ringsum in der Welt vorging.

Das geistige Band, das sie mit ihrem Mann verknüpfte, wurde nun aber in der Ehe nicht fester gezogen, sondern es lockerte sich sehr bald. Es wurden Unterschiede deutlich, an die sie vorher nicht gedacht hatte. Unerwartet standen sich zwei Generationen gegenüber, Menschen zweier grundverschiedener Anschauungen insbesondere über die Stellung der Frau. Die arbeitsame, biedere Bürgerlichkeit des Mannes konnte sich mit dem Temperament der aktiven, lebendigen Frau nicht abfinden. Er verlangte, daß sie ihre Studien aufgeben solle. Sie hatte sich gefügt. Aber ihr neuer, häuslicher Pflichtenkreis gab ihr keine Befriedigung.

Gerade als Frau des berühmten Gelehrten hatte sie nun

Zeit und Muße genug, wissenschaftlich weiterzuarbeiten. Aber wozu diese Arbeiten fortsetzen, wenn sie mit ihren Ergebnissen niemand Freude bereiten konnte?

Jetzt erkannte sie, daß ihr Mann äußerst ehrgeizig und strebsam war und die Stufenleiter amtlicher Würden möglichst rasch erklimmen wollte. Wenn er abends abgearbeitet heimkam, suchte er bei seiner Frau lediglich Ruhe und Ausspannung. Von seiner Arbeit durfte nicht gesprochen werden. Ihre geistige Gemeinschaft war mit der Ehe zu Ende. Mit Staunen erst und dann mit wachsendem Entsetzen mußte sie erkennen, daß der verehrte, geliebte Lehrer und der Mann, den sie geheiratet hatte, zwei völlig verschiedene Menschen waren.

Sie suchte zunächst einen gewissen geistigen Ausgleich im Zusammensein mit den Freundinnen und Freunden ihrer Studentenzeit. Aber sie gab die Hoffnung nicht auf, die Gemeinschaft mit ihrem Manne wiederzufinden. Jedes Mittel, das ihr dazu helfen würde, war ihr recht.

Zwischen den beiden Eheleuten war niemals von einem Kind die Rede gewesen. Nun aber begann die junge Frau, sich mit dieser Möglichkeit zu beschäftigen. Sie versuchte es mit halben Fragen, mit Andeutungen, sie legte sich die Antworten des Mannes in ihrem Sinne aus. Und schließlich war sie sicher, durch ein Kind die volle seelische und geistige Übereinstimmung wiederherstellen zu können.

Als sie dem Mann von ihrer Schwangerschaft erzählte, zeigte er eine überraschend lebhaft, ehrliche Freude. Aber das war eine andere Art Freude, als sie erwartet hatte. Immer wieder sagte er ihr, mit welchem Stolz er in ihr die Mutter seines Erben sähe.

Er stand jetzt auf der Höhe seines erfolgreichen Lebens. Und nun würde er ein Kind haben, einen Sohn hoffentlich, einen Stammhalter!

Alle seine Begeisterung, seine Freude richteten sich ausschließlich auf das zu erwartende Kind. Über die Mutter ging er achtlos hinweg. In seiner Stellung zu ihr änderte sich nichts. Er lehnte noch schroffer, noch vollständiger als früher ihr interessiertes Fragen nach seiner Arbeit ab, ihr Eindringen in seine Berufssorgen, wie er es nannte. Nun sah er erst recht nur noch die häusliche Gattin, die werdende Mutter in ihr, also – die Frau, die sich auf ihre eigenen und eigentlichen Aufgaben zu beschränken hätte.

Sie war zutiefst enttäuscht. Sie fühlte sich ungerecht und grausam zurückgestoßen. Nun war auch dieser letzte, äußerste Versuch ein Fehlschlag gewesen. In ihrer Verzweiflung nahm sie die jahrelang vernachlässigte, sportliche Betätigung ihrer Mädchenzeit wieder auf. Sie faßte nicht gerade den bewußten Entschluß, etwas gegen das werdende Leben in ihrem Körper zu unternehmen. Aber vielleicht würde ihr ein Zufall zu Hilfe kommen. Vielleicht würde ein wilder Ritt, eine rasende Motorradfahrt sie von dem Kind befreien, das ihr nun nur noch als eine Last erschien, – mehr als das: als endgültige Bedrohung ihres Lebensglückes. Denn wenn es zur Welt käme, würde sie auf die ersehnte, geistige Gemeinschaft mit ihrem Manne endgültig verzichten müssen.

Noch im siebenten Monat ging sie täglich Schwimmen. Von trotzigem Haß gegen ihren eigenen Zustand erfüllt, jagte sie mit heulender Sirenenhupe über die Chausseen, durch die Dörfer.

Dreimal vierundzwanzig Stunden lang lag sie in furchtbaren Wehen. In dieser Zeit brach sie körperlich und seelisch vollkommen zusammen. Sie spürte nichts mehr von der Zange, mit der man das Kind holte. Sie hatte kein Empfinden dafür, daß sie wochenlang zwischen Tod und Leben hing. Mitten in ihren Fieberphantasien brüllte sie wie ein geängstigtes Tier auf, wenn ihr Mann das Zimmer betrat. In lichten Augenblicken erkannte sie wohl ihr Kind, – aber sofort wies sie es wieder mit allen Zeichen eines furchtbaren Abscheus zurück.

Endlich war sie körperlich gesundet. Schwankend versuchte sie ihre ersten, unsicheren Schritte. Lag dann wieder stundenlang apathisch da, bleich und abgezehrt.

Nach langen Wochen allmählicher Gesundung brachte ihre Mutter zum ersten Male das Kind zu ihr. Man hatte begriffen, daß sie sich erst langsam an seinen Anblick würde gewöhnen müssen. Aber niemand hatte erwartet, was nun folgte: Sie starrte das kleine Wesen einen Augenblick lang entsetzt an; dann brach sie in gellendes, wildes Gelächter aus, in ein unmenschliches Kreischen und Toben. Es war nicht möglich, sie zu beruhigen.

Und so lachte sie noch, als man sie in die geschlossene Anstalt brachte, die sie für immer aufnahm.

Die unheilige Fruchtbarkeit.

Die Dichter aller Völker haben die heilige Fruchtbarkeit besungen. Ihr gelten die tiefsten Mythen, die heiligsten Riten aller Religionen. Vom ver sacer, dem Feste der frühlingsglücklichen Befruchtung, bis zur glücklichen Gottesmutter Maria, von den uralten Mutterschaftsvorschriften der Primitiven bis zu den Schutzbestimmungen des russischen neuen Rechts für Wöchnerinnen, – immer wurde die geheiligte Fruchtbarkeit als ein Geschenk Gottes oder der Natur gehegt und geachtet.

Der Leib einer schwangeren Frau heißt: gesegnet. Immer noch empfinden wir den Segen des Leibes ähnlich wie den unerschöpflichen Segen der Erde, von dem wir leben.

Aber die Zeit hat sich gegen sich selbst gekehrt. Eine verwirrte Menschheit weiß den Segen der Erde nicht mehr zu nutzen. Ernten werden verbrannt, während Millionen hungern.

Zugleich, so scheint es, hat sich auch der Segen der Leiber in Fluch verwandelt. Er kehrt sich wider uns selbst. Längst ist die Zeit vorbei, in der optimistische Statistiker stolz berechneten, wieviel Milliarden Menschen die Erde noch zu ernähren vermöge, daß wir auf Jahrhundertfrist hinaus einander nicht im Wege stehen würden.

Noch ist diese Zahl und Zeit nicht erreicht. Aber längst nehmen wir einander schon den Raum zum Leben weg. Alles ist zu eng geworden. Immer schauerlichere Formen nimmt der angeblich so nützliche, ertüchtigende Kampf ums Dasein an.

Geburt wird zu einem höchst zweifelhaften Glück. Eine immer wachsende Zahl von neuen Bürgern dieses Planeten wird von ihren Eltern mit Sorge, mit Abneigung, ja mit Abscheu begrüßt. Indessen scheut man sich, solche Gefühle allzu deutlich zu zeigen. Denn immer noch gelten die Anschauungen und die Gesetze einer satteren und glücklicheren Zeit.

Früher einmal, – in einer Gesellschaft, die allen das Dasein wenigstens leidlich ermöglichte, war die Verfemung und strenge Bestrafung einer Frau allenfalls zu verstehen, die das Recht auf den eignen Körper so unbedingt in Anspruch nahm, daß sie ihn mit vollem Bewußtsein unfruchtbar machen wollte. Das Vergehen gegen das keimende Leben konnte als ein Frevel gegen die Natur jedenfalls ausgelegt werden.

Heute aber ist der Begriff dieses Vergehens ohne jeden menschlichen und sittlichen Inhalt. Im Gegenteil. Es wird, in einem hohen und strengen Sinn, immer häufiger zu einer Schuld, ja geradezu zu einem Vergehen, wenn eine Frau ihr Kind austrägt, ohne wissen zu können, wie es denn leben soll und wovon und unter welchen unwürdigen Umständen.

Das menschliche Gesetz nimmt darauf vorläufig noch keine Rücksicht. Es hinkt der Wirklichkeit nach wie stets. Geborenwerden ist ein Gebot. Das Dasein wird angeordnet. Wehe dem, der sich widersetzt.

Aber immer stärker empfinden wir dieses Gebot als einen ungerechten, einen unmoralischen Zwang. Tausendmal ist es schon ausgesprochen worden: Das Recht, die Austragung des Kindes zu verlangen, kann nur die Gesellschaft überhaupt in Anspruch nehmen, die dem Geborenen die einfache Lebensmöglichkeit gewährleistet. Andernfalls handelt sie unverantwortlich. Man könnte fast sagen: Gewissenlos erpresserisch.

Der Gebärzwang bedeutet ein infames Vergehen gegen die allereinfachsten Menschenrechte, der Mutter wie des Kindes.

Das überhaupt die Mutterschaft zu einem so bitteren Problem werden konnte, das beweist doch allein schon die tiefe Krankheit der Zeit. Und mit dieser Krankheit geht es, wie immer in der menschlichen Geschichte: Man doktiert an den Symptomen herum, statt auf die Ursachen zu gehen. Alle bieten sich als helfende Ärzte an: der Staat, die Wirtschaft, die Kirche. Immer neue wunderbare Gründe, Tausende von Beweisen dafür werden angeführt, daß nun einmal und unter allen Umständen, mögen sie sein wie immer, das werdende Leben ein absoluter Wert ist, der durchaus zu schützen ist.

Was aber vermögen sie alle, die Gesetzgeber, die Vertreter Gottes, die Führer der Industrien, die so kläglich versagt haben, – gegen die allmächtige Natur? Sie hat es so eingerichtet, daß die Frau fruchtbar ist, und daß ein Kind entsteht und zur Welt kommt, ohne Rücksicht darauf, ob es dann auch leben kann. Und die Frau fand seit uralten Zeiten den Weg, diese unsinnige Konsequenz zu vermeiden, wenn sie es wollte.

Denn die Abtreibung ist ja nicht, wie uns manche Prediger einer unwahren und lebensfremden Moral einreden wollen, eine Erfindung der müde gewordenen Zivilisation, eine schmachliche Praktik der lebensuntüchtig gewordenen, ver-

weichlichten, genußhungrigen Großstädterin. Alle Zeiten, alle Kulturen haben sie gekannt. Bei den primitiven Völkern wurde und wird sie in einer zuweilen entsetzlich rohen Form ausgeübt, ohne bestraft zu werden. Wir Zivilisierten kennen sicherere, ungefährlichere Methoden, – aber erlauben deren Anwendung nicht.

Griechen und Römer bestraften die Abtreibung nicht oder nur sehr leicht. Aristoteles, dessen soziale und politische Gedanken das Fundament für viele christliche Anschauungen bis in die neueste Zeit hinein geworden sind, hat ausdrücklich die Abtreibung für den Fall anerkannt, wenn Eltern mehr Kinder bekämen, als sie ernähren könnten. Ähnliches sagte Plato. Freilich – diese erstaunlich einsichtigen und heute wie immer unwiderleglich schlüssigen Gedanken gingen verloren... Gewisse altdeutsche Rechtsvorschriften belegten die Abtreibung nur mit geringer Geldbuße.

Soll man vielleicht in so vernünftigen Bestimmungen früherer Zeiten Nachklänge uralter mutterrechtlicher, von Frauen, also von den natürlichen Trägern der Fruchtbarkeit selbst beeinflusster Anschauungen sehen? Dann bedeutet die immer eindeutiger Fortbildung zu patriarchalischen, vaterrechtlichen Begriffen in diesem Falle ein Unheil für alle Menschen.

Unser heutiges Recht ist überall und ganz besonders in diesem Punkte ein männliches Recht. Das spürt die Frau sehr genau. Sie wehrt sich auf ihre Art dagegen: Sie umgeht das Gesetz des Mannes, das sie nicht mehr für verbindlich, für gerecht, für – natürlich ansehen kann.

Der Mann schreibt vor. Er will den Geist, die Form, den Buchstaben seines Gesetzes erfüllt sehen. Die Frau fühlt einen tieferen Sinn hinter diesen Vorschriften der männlichen Gesetze gegen sie. Sie fühlt ihn nicht nur, – sie erlebt ihn, sie muß ihn mit ihrem Körper ertragen, „austragen“. Und wenn sie an diesem Sinne zu zweifeln beginnt, dann verlieren die Gesetze für sie die Gültigkeit. Mag der Mann auch hundertmal argumentieren: Die Ehrfurcht vor der Frau und vor der weiblichen Fruchtbarkeit schreibe ihm das Gesetz vor.

Was weiß er denn von ihren Gefühlen? Was weiß er von den Leiden, mit denen das von ihm proklamierte Recht auf das Kind erkämpft ist? Was weiß er von dem inneren Gesetz der Frau, wenn er seine Gesetze auf Erfahrung, Vernunft, abstrakten Pflichtbegriffen aufbaut? Was weiß er von den

hundert Anfechtungen der werdenden Mutter? Von den tiefen Zweifeln an ihr selbst, am Mann, an der Welt und ihrer Ordnung? Was von der tief verantwortlichen Frage: Ob sie denn ihr Kind zur Welt bringen, in diese Welt überhaupt hineinsetzen dürfe?

Immer sieht der Mann in einer Frau, die das Austragen des Kindes ablehnt, eine Ausnahme. Eine verwerfliche Ausnahme. Ein unnatürliches Wesen. Und doch handelt gerade sie nach ihrem Wesen und im Sinne der vom menschlichen Willen gezähmten und beherrschten Natur. Der angeblich überlegene Verstand des Mannes aber vertritt in diesem Falle, Welch seltsamer Widerspruch, die dumme, unregelmäßige, gesellschaftsgefährdende, unvernünftige Urkraft, deren Überwindung er auf allen anderen Gebieten als seine eigentliche Großtat feiert.

Oft ist eben die Frau, die nicht austrägt, die verantwortungsbewußtere. Sie führt aus, was andere nur dumpf ersehen und wünschen und nur unter dem äußern Zwang des Männergesetzes nicht zu tun wagen.

Wieviel „unmoralischer“, unfreier, unmenschlicher ist es doch, ein unerwünschtes Leben nur unter Zwang zur Welt zu bringen! Kann denn ein Dasein glücklich verlaufen, das so begonnen wurde – nicht erwünscht, ersehnt, von Zweifel und Ablehnung gestört?

Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, wenn ich das Verhör beim Untersuchungsrichter hinter mir hatte.

Was mochte er wohl von alledem wissen? Was konnte er von diesen Fragen durchdacht oder mitempfunden oder auch nur erfahren, gelesen, wenigstens gehört haben? Sicherlich wenig. Kaum mehr, als die sogenannte Öffentlichkeit, die herrschende Meinung von diesen Dingen weiß und zugibt.

Er ist ja der berufene Vertreter des Gesetzes. Des Männergesetzes, das eben heute gilt und erfüllt werden muß.

Gegen dieses Gesetz wird Sturm gelaufen, überall, in allen Ländern, von sehr verschiedenen Menschen, Frauen, Männern, aus allen Schichten. Aber wie immer, wenn ich intensiv die wirkliche, lebendige Wucht dieses besonderen Schicksalsproblems der Frau überdachte und mitfühlte, – mußte ich auch jetzt zu dem Schluß kommen: Wie wenig weiß selbst der Wohlmeinende von der schrecklichen, zwingenden Gewalt des einzelnen Frauenerlebnisses.

Dies ist ja kein Thema, das mit Richtlinien und Begriffen zu erschöpfen ist. Man kann debattieren und polemisieren. Man soll es tun, denn anders werden die bestehenden Gesetze nie geändert werden. Aber man soll sich nicht einbilden, mit ein paar allgemeinen Vorstellungen und mit ein bißchen gutem Willen schon das furchtbare Geschick der Frau zu verstehen und als sein Sachwalter auftreten zu können.

Denn der wahre, grausame, schlimmste Konflikt liegt nicht zwischen der Frau und dem Gesetz, – sondern in ihr selbst. Jede muß ihn auskämpfen. Nicht gegen Staat, Gesellschaft, Kirche, Gesetz. Sondern mit sich selber.

Lungentuberkulose.

Heute nahm der Untersuchungsrichter die Karte der kleinen Anna M. aus dem Stapel, stellte seine Fragen, notierte, diktierte, ließ das Protokoll verlesen. Ich unterzeichnete. Der Fall war erledigt. Weiter, der nächste.

Der Fall... Was mochte denn überhaupt inzwischen aus dem Mädchen geworden sein? Die Sache war ja noch gar nicht abgeschlossen gewesen, als ich verhaftet wurde. Ich durfte nicht wagen, mich danach zu erkundigen. Hätte wohl auch keine Antwort bekommen. Nur der Verdacht des Richters wäre wieder wach geworden. Dieser ewige, berufsmäßige Verdacht, der gerade hier so unangebracht war.

Diese Anna M. war eine überschlanke, zwanzigjährige Blondine. Sie arbeitete in einem Friseurgeschäft. Vor zwei Jahren hatte sie ein gesundes Kind bekommen. Aber seit der Geburt konnte sie sich nie mehr ganz erholen. Im Laufe eines Jahres hatte sie über zwanzig Pfund abgenommen. Alle paar Wochen war sie erkältet. Dann erschütterte ein trockenes, quälendes Husteln ihren überzarten, wenig widerstandsfähigen Körper.

Alle ärztliche Behandlung hatte wenig geholfen. Auch in einem Erholungsheim kam sie nicht zu Kräften. Neuerdings klagte sie über stechende Schmerzen im Oberkörper. Die wurden allmählich so heftig, daß sie für Augenblicke ihre Berufsarbeit unterbrechen mußte. Aber sie durfte sich nicht gehen lassen. Sie mußte sich zusammenreißen und sich möglichst wenig anmerken lassen.

Ihr Freund, der Vater des Kindes, holte sie jeden Abend

vom Geschäft ab. Wenn sie dann am Bett des kleinen Jungen saßen, schmiedeten sie Zukunftspläne. Denn sie hofften ja auf eine gemeinsame Zukunft. Der Freund war früher Mechaniker in einer großen Fabrik gewesen. Dann war der Abbau gekommen. Nun war er schon über ein Jahr arbeitslos. Nur manchmal verdiente er mit Gelegenheitsarbeiten ein paar Mark.

Er ließ den Mut nicht sinken. Einmal mußten doch andere Zeiten kommen. Einmal mußte er doch wieder Arbeit finden. Dann würde er dem Mädchel, der Anna, und dem Kinde seinen Namen geben können. Wenn er sie jetzt abends abholte, litt er darunter, wie sie sich beherrschte, wie sie sich abwandte, um ihren Husten zu verbergen. Und er wußte doch längst, daß es nicht ein einfacher, dummer Husten war, – daß sie manchmal kleine eitrige Blutstropfen mit dem Taschentuch auffing. Längst hätte sie aufhören müssen mit ihrer Arbeit.

Der Mann hatte eine bestimmte Stelle in Aussicht. Sicher würde er sie bekommen. Nur bis dahin mußte Anna noch durchhalten, um Brot für sich und das Kind zu schaffen.

Aber in letzter Zeit hatte sie morgens beim Aufwachen so ein merkwürdiges Gefühl der Übelkeit. Noch müder und gebeugter als sonst ging sie an ihre Arbeit. Oft wurde ihr schwarz vor den Augen. Eine neue Angst ergriff sie: mit täglich wachsender Besorgnis wartete sie auf ihre monatliche Blutung, die sich nicht einstellen wollte.

Bei der Untersuchung erwies sich ihre Befürchtung als richtig. Sie war schwanger. Unter dieser Erkenntnis brach sie fast zusammen. Das unterernährte, zerbrechliche Wesen war furchtbar anzuschauen. Der magere Körper wog kaum neunzig Pfund. Die genaue Nachprüfung ergab, daß die rechte Lunge den Dienst fast völlig versagte. Jeden Tag konnten die Keime sich auf die andere Lunge übertragen. Dieser Befund war nicht neu. Ein altes, teilweise vernarbtes Lungenleiden war schon früher festgestellt worden. Jetzt flackerte, durch die erhöhte Beanspruchung des ganzen Körpers während der Schwangerschaft, der alte Herd wieder auf.

Noch zwang sie sich mit eisernem Willen Morgen für Morgen an die Arbeit. Schlimmer als die körperlichen Beschwerden noch war das Bewußtsein, ein zweites, unerwünschtes Leben in sich zu tragen. Was sollte denn aus ihr, aus diesem zweiten, – aus dem ersten Kinde werden? Anna war der Ver-

zweiflung nahe. Schon jetzt, im Beginn der Schwangerschaft, brach sie fast zusammen. Ja, wäre sie unabhängig gewesen, hätte sie sich in Ruhe kräftigen und erholen können, dann vielleicht wäre die Austragung des zweiten Kindes möglich gewesen. Aber so durfte sie das lebende Kind nicht durch das ungeborene gefährden.

Sie kam und forderte Hilfe. Der Fall lag klar. Eine akute Gefahr durch die Krankheit erlaubte den Eingriff aus rein medizinischen Gründen. Aber kurz nach der Operation, noch während der Nachbehandlung wurde ich verhaftet.

Und nun hielt der Untersuchungsrichter auch diese Karte in Händen und befragte mich. Das Mädchen hätte doch ein erstes Kind gesund ausgetragen? Und alles sei dabei gut gegangen? Wie kam es dann, daß diese zweite Schwangerschaft unterbrochen wurde? Der vernehmende Kriminalbeamte hatte aus der Aussage des Mädchens durchaus den Eindruck einer unrechtmäßigen Handlung bekommen. Bei der Vorladung hätte diese Anna M., die angeblich einen alten Lungenbefund hätte, einen recht gesunden Eindruck gemacht?

Der Kriminalbeamte mußte es ja wissen. Er hatte doch Erfahrung in solchen Sachen. Es dauerte lange, bis ich den Richter davon überzeugt hatte, daß in diesem Falle nicht einmal ein Zweifel an einer ganz üblichen, rein medizinischen Begründung bestehen könne.

Der Kriminalkommissar.

Ja, – dieser Kriminalkommissar! Das war nun freilich eine große Autorität für den Herrn Untersuchungsrichter. Nicht nur eine kriminalistische, wie sich aus seinem Titel ergab. Sondern vor allem eine medizinische.

Der erfahrene Beamte kannte sich doch aus. Er hatte im Laufe der Zeit Hunderte, vielleicht Tausende solcher Fälle bearbeitet. Er mußte so etwas beurteilen können. Der Mann war zwanzig Jahre im Dienst...

Eine ganze Anzahl meiner Fälle hatte er übertragen bekommen. Überall war er gewesen: in allen Vierteln der Stadt und ringsum auf dem Lande. Er hatte alle Adressen, die sich in meiner Kartothek fanden, und bei denen irgendein Verdacht geschöpft wurde, systematisch aufgesucht.

Er hatte mit all den Frauen und Mädchen gesprochen.

Nun kannte er sich aus. Er bekundete die Ergebnisse seiner Recherchen. Und er bekundete seine – Meinungen.

Sicherlich – er war nicht übelwollend. Nicht einmal voreingenommen. Er tat ja nur seine einfache Pflicht. Und die hieß: Mißtrauen.

So mußte ich jede einzelne dieser Aussagen und dieser Meinungen widerlegen. Ich mußte vor dem Richter gegen einen unsichtbaren, unnachgiebigen Gegner kämpfen. Jeden Augenblick konnte der Richter, konnte die Kartothek, konnte mein Gedächtnis unwesentlich werden: Und es erhob sich der drohende Schatten des Herrn Kommissars über dem armseligen Schicksal einer gequälten Frau.

Die Methoden, mit denen ein solcher Beamter zum Ziel kommen will, sind sehr verschieden. Sie wechseln von sanftem Zureden bis zu mehr oder weniger deutlichen Drohungen. Und in jedem Falle wirkt sich das Auftreten des Kommissars an sich schreckensvoll aus.

Man muß sich das einmal vorstellen. Irgendeine Frau, ein Mädchen hat solch einen Eingriff mit all seinen Schmerzen, seinen seelischen und körperlichen Foltern hinter sich.

Endlich schöpft sie Atem. Sie beginnt, neue Kraft zu sammeln. Sie stellt sich wieder dem Leben, das vorher unerträglich schien. Sie hat eine Schlacht geschlagen und ruht nun aus, arglos, in neuer Hoffnung und neuem Willen zum Dasein.

Plötzlich erscheint der Herr Kommissar, verlangt eine Unterredung, stellt in ernstem Tone seine Fragen. Natürlich reagieren die Frauen hundertfach verschieden, je nach ihrer Natur, nach ihrer bewußten Einsicht, nach ihrem Temperament. Aber für jede einzelne bedeutet dieser Überfall einen Schock, gewissermaßen einen Rückfall in die überwunden geglaubte, grauenvolle Zeit vorher.

Aus dieser Stimmung heraus kommen jene oft unverständlichen Aussagen zustande, die dann später widerrufen, richtiggestellt werden. Aber der Beamte hat sein Ziel erreicht. Und wie schwer ist es, diesen Zeugen nachher unwirksam zu machen.

Der eine oder andere Kommissar war immerhin ein großstädtischer, erfahrener und nicht unhumaner Mann. Eine gewisse Derbheit freilich gehört zu seinem Metier. Und bei diesem ganzen Gebiet handelt sich's nun einmal um Dinge, die nicht derb angepackt und entschieden werden können.

Um wieviel schlimmer geht es aber Frauen und Mädchen und deshalb den angeklagten Ärzten anderswo, – auf dem Lande, in kleinen Städten. Da dringt der Herr Ortsgendarm in die Häuser ein, mit rasselndem Säbel, der wie ein Symbol der staatlichen, männlichen Gewalt wirkt. Und seine Methoden sind nun wirklich mittelalterlich zu nennen. Die Öffentlichkeit hat glücklicherweise in letzter Zeit einige dieser Fälle ausführlich dargestellt bekommen. Solchen Hütern der Ordnung ist jedes Mittel recht, um die geängsteten Frauen zu überrumpeln, zu verschüchtern, zu unbedachten Aussagen zu bringen. Geht es nicht mit List und Drohung, so eben mit unmittelbarer Gewaltanwendung.

Man entsinnt sich vielleicht noch jenes Falles, wo ein Landgendarm angeschuldigte Mädchen einfach so lange einsperrte, bis sie irgend etwas gestanden...

Und welche Triumphe kann der kleinstädtische Klatsch und Tratsch, können weibliche Eifersucht und männliche Rachgier genießen, wenn sie sich eines so prompt arbeitenden Organs bedienen können!

Ein Herzfehler.

Derselbe tüchtige Kriminalbeamte hatte auch die Lore Seibold verhört, die ungefähr zwei Jahre zuvor bei mir in Behandlung gewesen war.

Lore war schon als Kind schwächlich gewesen. Der Schularzt hatte ihr die Teilnahme am Turnunterricht verboten. Da der Vater im Kriege gefallen war, wurde sie zur Ernährerin der Familie. Sie arbeitete als Schneiderin in einem Warenhaus und verdiente ungefähr 120 Mark im Monat. Davon und von der kleinen Hinterbliebenenrente lebte Lore mit ihrer Mutter und zwei kleineren Geschwistern. Der Bruder war eben Lehrling geworden und freute sich schon auf die Zeit, wo er einmal selbst würde helfen können. Die jüngere Schwester sollte später auf die Handelsschule gehen. Aber das waren vorläufig noch Pläne. Alles lastete auf Lore.

Niemand von der kleinen Familie merkte, daß sie Sonntags schwerer atmete, wenn es beim Spaziergang bergauf ging. Die Mutter sah verwundert nach ihr, wenn sie sich mit bläulichen Lippen niedersetzte und ein paar Minuten Ruhe verlangte.

Lore wußte, daß sie einen alten Herzfehler hatte. Sie war deswegen schon in Behandlung gewesen und hatte den Rat bekommen, sich zu schonen und nicht zuviel zu arbeiten. Wie konnte sie sich danach richten?

Im Geschäft hatte einer der Verkäufer, ein netter junger Mann, für das bleiche, schüchterne Mädchen immer ein paar aufmunternde Worte. Nach Arbeitsschluß begleitete er sie manchmal nach Hause. So entstand eine erste, große Liebe. Sie blieb nicht ohne Folgen.

Gegen die neue Belastung wehrte sich das schwache, kranke Herz des Mädchens. Mehrmals fiel sie während der Arbeit für Minuten in tiefe Ohnmacht. Der Abteilungsvorstand sprach davon, daß man sie wohl im nächsten Frühjahr in ein Erholungsheim schicken müsse. Müde lächelte Lore zu den gutgemeinten Worten. Sie wußte ja besser, was der Grund ihres Zustandes war.

Sie durfte sich nichts anmerken lassen. Die Mutter, die soviel Zutrauen zu ihr hatte, durfte nichts wissen. Die kleinen Geschwister durften die Achtung vor der älteren Schwester nicht verlieren. Und im Geschäft mußte sie erst recht jedes verdächtige Stöhnen unterdrücken. Lore kannte den Abteilungsvorstand, der so freundlich zu ihr gesprochen hatte, als besonders moralstolz und sittenstreng. Er hatte sich dieser Eigenschaften zu oft selbst gerühmt. Ganz bestimmt würde sie ihre Stelle verlieren, wenn irgend jemand im Geschäft etwas von ihrem Zustand bemerkte.

Ihr Freund aber, der Vater des Kindes, stand ohnmächtig dem schlimmen Ereignis gegenüber. Gern hätte er geholfen, hätte sie geschützt vor allen Bedrohungen der Umwelt. Aber er verdiente selbst nur 150 Mark, von denen er seine alten, im Kriege und in der Inflation verarmten Eltern miterhielt. Wie hätte er da einen Hausstand gründen können!

So blieb ihm nur eins: Er begleitete Lore in die Sprechstunde und setzte mit eindringlichen Worten ihre ganze Lage auseinander. Das Mädchen saß dabei, zitternd, mit bläulichen Lippen. Bei der Untersuchung schlug ihr Herz in wilden, unregelmäßigen Stößen. Beide atmeten auf, als der medizinische Befund die Notwendigkeit eines sofortigen Eingriffs ergab. Aber nur schwer vermochten diese armen Menschen einzusehen, daß nicht schon die bedrängte und gefährdete Lage des Mädchens eine genügende Begründung dafür war.

Und nun lag Lore Seibolds Krankenkarte auf dem Tisch

des Richters. Er fragte, forschte, vermutete. Hätte nicht dieses Mädchen ihr Kind vielleicht doch austragen können? Vielleicht wäre es immerhin denkbar gewesen, daß sie das Kind wirklich geboren, daß sie einigermaßen gesund geblieben wäre. Aber diesem Vielleicht stand das größere Wahrscheinlich gegenüber: Wahrscheinlich hätte Lore die Anstrengungen der Geburt überhaupt nicht ertragen. Wahrscheinlich hätte ihr Herz dem veränderten Druck des Blutes nach der Geburt nicht standgehalten. Und durfte man um des Kindes willen, dessen Geborenwerden so ungewiß war, das Leben der Mutter aufs Spiel setzen? Mehr als wahrscheinlich war es, daß Lore an dieser Geburt sterben würde. Hatte sie da nicht pflichtbewußt gehandelt, wenn sie um ihrer selbst und ihrer Familie willen die Austragung ablehnte?

Immerhin – der Richter war einsichtig genug, bei diesem typischen Fall „gemischter Indikation“ die überwiegenden und zwingenden medizinischen Gründe anzuerkennen und ihn von der weiteren Untersuchung auszuschließen.

Die Pflicht zur Unterbrechung.

Anders dachte er über den Fall Dreyer.

Diese Frau Dreyer hatte sich dasselbe Recht genommen, wie Lore Seibold. Aus ähnlichen Gründen. Gerade weil es sich hier um eine verheiratete Frau handelte, die schon mehrere Kinder hatte, hätte der Richter ihren bewußten Entschluß und ihr tiefes Verantwortungsgefühl verstehen und anerkennen müssen. Statt dessen hatte er diese Angeschuldigte in ein besonders schroffes und unerbittliches Kreuzverhör genommen. Denn für ihn war eben die Tatsache ihrer Ehe ein – belastendes Motiv. So verschieden sehen Arzt und Richter ein und denselben Fall an...

Der Mann dieser Frau Dreyer hatte in einem kleinen Landort einen Bäckerladen, in dem beide Eheleute von früh morgens bis spät abends ununterbrochen arbeiteten. Die Frau hatte bereits drei Kinder, die aber noch klein waren und viel Mühe machten. Es war unmöglich, sie dauernd zu beaufsichtigen. Immerfort ging die Ladenglocke. Und immerfort war die Mutter in Angst, ob nicht das Kleinste aus seinem Bettchen fallen könnte oder der Dreijährige sich zu nah an den heißen Ofen herantraute.

Außer der Bäckerei besaß der Mann noch einige kleine Weinberge, mit deren Ertrag er stark rechnete. Aber das bedeutet neue, langwierige und anstrengende Arbeit. Vom Frühjahr bis zum Herbst bedurften die Rebstöcke immer sorgsamere Pflege. Und das alles mußte neben dem Back- und Ladenbetrieb geschafft werden.

Im Sommer merkte Frau Dreyer, daß ihre Füße leicht anschwellen, daß ihr Gang schwerer wurde. Abends konnte sie kaum noch die Hausarbeit leisten. Ihre monatliche Blutung blieb aus. Sie erschrak tief vor der Möglichkeit einer neuen Schwangerschaft. Gerade im Herbst war doch ihre ganze Arbeitskraft nötig!

Inzwischen wurden ihre Knöchel immer dicker, auch Hände und Gesicht zeigten eine merkwürdige teigige Schwellung. Sie ging zum Arzt. Es stellte sich heraus, daß unter der doppelten Belastung durch die Herbstarbeit und die beginnende Schwangerschaft ein altes Nierenleiden wieder ausgebrochen war. Schon die letzte Geburt war infolge dieser Krankheit verfrüht gewesen; und mehrere Wochen danach hatte die Frau noch unter leichten Krämpfen gelitten. Nun kam das alles in schwererer Form wieder. Durfte sie sich da der Gefahr einer neuen Schwangerschaft überhaupt aussetzen? Sie war nicht in der Lage, sich zu schonen. Sie konnte nicht Monate oder auch nur wochenlang sich in ein Krankenhaus legen. Ihre volle Arbeitskraft war für zwei oder drei Posten zugleich nötig. Vor allem konnten die kleinen, hilflosen Kinder sie nicht entbehren. Gerade ihretwegen durfte sie ihr Leben nicht gefährden.

So beschloß sie, um der Lebenden willen auf das Ungeborene zu verzichten. Sie empfand das nicht nur als ihr Recht, sondern ausdrücklich als ihre notwendige Pflicht.

Und auf dieser Pflicht und diesem Recht bestand sie dem Untersuchungsrichter gegenüber hartnäckig. Was wollte er denn überhaupt von ihr? Ihr eigener Körper wehrte sich gegen diese neue Schwangerschaft, – wie sollte sie sich da gegen ein Gesetz vergangen haben? Die Austragung dieses Kindes wäre ein Vergehen an ihren lebenden Kindern gewesen!

Wahn.

Nicht alle Frauen waren imstande, so klar wie Frau Dreyer ihren Standpunkt gegenüber dem Untersuchungsrichter zu vertreten. Viele von ihnen waren durch die tief eingewurzelte Angst des einfachen Menschen vor dem Gericht so befangen, daß sie sich fortwährend in ihren Aussagen selbst widersprachen. Manche von ihnen hatten ja auch die erregenden Verhöre durch Kriminalkommissar oder Landgendarm hinter sich. Vielleicht hatten sie sich durch irgendeine erzwungene oder im ersten Schreck übereilte Aussage festgelegt oder glaubten, es getan zu haben. Nachher stimmten die ermittelten Tatsachen mit dieser Aussage nicht überein.

Und nun verwickelten sie sich immer tiefer in Widersprüche.

Dazu kam, daß sehr viele dieser Frauen und Mädchen ein richtiges und natürliches Gefühl dafür hatten, daß sie hier ihre Sache und ihr Recht gegen das kalte und ungerechte Gesetz der Männer verteidigten. Sie konnten das nur nicht klar formulieren. Sie trauten sich auch nicht, allzu entschieden zu widersprechen. Aus dieser inneren Unsicherheit heraus wurden ihre Aussagen immer zweischneidiger und belasteten sie unnötig.

Manche verhörte Frau aber verstand überhaupt nicht recht, was man da von ihr wissen wollte. Jeder Besucher kleiner Gerichtsverhandlungen kennt diesen verfahrenen Zustand, in dem Richter und Angeklagter zwei gänzlich verschiedene Sprachen zu sprechen scheinen, – nicht nur äußerlich im Dialekt. Und um wieviel folgenreicher mußte sich solches Mißverstehen auswirken, wo es sich hier um versteckte, ureigene Frauendinge handelte, über die sich die wenigsten Menschen, auch die Gebildeten, klar und rückhaltlos aussprechen vermögen.

In einem besonders krassen Fall saß vor dem Untersuchungsrichter eine Frau, die tatsächlich fast keine einzige klare Antwort geben konnte, sondern allerlei wirres Zeug erzählte.

Der Fall lag so: Schon in ihren Entwicklungsjahren hatte sich bei ihr ein Kropf gebildet. Anfangs machte er ihr wenig zu schaffen. Aber während der ersten Schwangerschaft war es zu schweren inneren Störungen gekommen, die sicher mit diesem Leiden zusammenhängen. Damals schon zeigte sich

eine gewisse geistige Verwirrung, die sich nach der Geburt des Kindes zunächst wieder legte.

Aber bei einer neuen Schwangerschaft tauchte sie in schlimmerer Form wieder auf. Die arme Frau befand sich nun in einem dauernden Erregungszustand und beging allerlei sinnlose Handlungen.

Als sie zu einer Untersuchung kam, erschien trotzdem eine sofortige Unterbrechung ihrer Schwangerschaft nicht unbedingt erforderlich. Dann aber wurde die Frau von Tag zu Tag aufgeregter. Unter allen Umständen wollte sie das Kind los sein. Darauf kam der Mann mit ihr zusammen wieder in die Sprechstunde. Er erzählte, daß er in den letzten Tagen mehrere Selbstmordversuche nur mit Mühe verhindert hätte. Einmal hätte er sie nur mit Gewalt vom Gashahn wegreißen können. Er wagte sich kaum mehr aus dem Haus. Dennoch gelang es ihr, in einem unbewachten Augenblick zu einem nahen kleinen Teich hinunterzulaufen. Der Mann hatte sie inzwischen vermißt, war ihr, von einem dumpfen Gefühl getrieben, nachgeeilt und konnte das Kleid der Halbertrunkenen fassen. Nach langen Wiederbelebungsversuchen schlug sie zögernd, ungläubig die Augen auf, aus denen ein völlig irrer Ausdruck nun nicht mehr weichen wollte.

Eine höchst dringliche, rein medizinische Indikation für die Unterbrechung war nun unzweifelhaft gegeben. Nach der Operation verloren sich die seelischen Störungen langsam.

Aber als sie vor dem Richter all das Furchtbare noch einmal durchlebte, verwirrte sich ihr Geist von neuem. Ihre Angaben widersprachen sich fortwährend. Und der Beamte zog daraus pflichtgemäß seine Schlüsse. War es dieser Frau überhaupt ernst gewesen mit ihren Selbstmordversuchen? Hatte sie dadurch nicht nur die Notwendigkeit einer Unterbrechung vorspiegeln wollen?

Es war unverständlich, daß gerade dieser Fall überhaupt erst vor den Richter kam. An ihm wirkte sich die ganze Gefährlichkeit derartiger Verhöre, die schon für eine normale, klare und charakterfeste Frau einen schweren seelischen Schaden bedeuten konnten, auf geradezu tragische Art aus.

Gab es hier eine Schuld? Und wenn es eine gab, – wer unter allen Menschen durfte hier Rechenschaft fordern?

Wochen nachher sah ich diese arme Frau wieder. Immer noch stand in ihren Augen der seltsame, abwesende, irre Ausdruck...

Keine Schonzeit.

Als Mann hielt der Untersuchungsrichter die Verwirrungen dieser armen Frau und ihren Selbstmordversuch als Simulationen.

Freilich – er hätte sich aus den Aufzeichnungen über andere meiner „Fälle“ überzeugen lassen sollen, welche Gefährdung und Beunruhigung jede Schwangerschaft bedeutet.

Denn im Leben auch der gesündesten und kräftigsten Frau kommt es in dieser Zeit zu tiefgehenden Erschütterungen, zu körperlichen und geistigen Krisenzuständen. Das gewohnte Gleichgewicht des Gemüts wird gestört. Das ganze Wesen einer Frau ist jeder Bedrohung und Störung geöffnet und ausgeliefert.

Deshalb ist ja die Schwangerschaft von jeher als besondere Prüfung des weiblichen Geschlechts berücksichtigt, anerkannt, gefeiert worden. Dichtungen und Religionen aller Zeiten und Völker räumen der schwangeren Frau einen besonderen Rang ein. Aus dem Kreise des gewohnten Lebens herausgenommen, bereitet sie in sich das neue Leben vor. Biblisch gesprochen: Das Menschengeschlecht leidet unter dem Fluch, seine Jungen nicht so leicht wie viele Tiere austragen zu dürfen.

Deshalb wird die schwangere Frau geschützt und gehegt oder sollte es doch werden. Von den Vorschriften uralter Riten bis zu den Bestimmungen moderner Arbeitsrechte – etwa des russischen – geht da eine einzige, klare Linie. Es wird eben anerkannt, daß es sich um einen außergewöhnlichen Zustand des Körpers und der Seele handelt. Der Mensch, der sogar jagdbare Tiere in der Zeit der Mutterschaft schont, hat wenigstens in diesem Punkte gegen seinesgleichen so viel Humanität aufgebracht, daß er eine Art von „Schonzeit“ anerkennt. Deshalb finden wir bei allen alten Schriftstellern jenen besonderen Abscheu gegen plündernde Heere, die nach der Eroberung einer feindlichen Stadt nicht einmal „das Kind im Mutterleibe schonten“...

Überall und seit je wurde also die schwangere Frau als ein Wesen angesehen, das mit außergewöhnlichem Maße gemessen werden muß. Nur – unser modernes, unser – veraltetes Strafrecht kennt diese Rücksicht nicht. Angeklagter ist Angeklagter, Zeuge ist Zeuge. Und eine Frau in diesem besonderen Krisenzustand ihres Lebens muß genauso Auskunft geben

und Rede stehen wie ein Dieb oder der Augenzeuge eines Unfalls.

Gerade diese Behandlung bedeutet eine ungeheuere Verschärfung der seelischen Gefährdung. Fast alle Frauen, die – einerlei aus welchen Gründen – die Austragung eines Kindes ablehnen müssen, erleben diese innerliche Bedrohung, diese Verwirrung mehr oder weniger stark. Es ist und bleibt doch für jede von ihnen ein bitterer Entschluß, gegen die eigne Frauennatur den Willen und den verantwortlichen Verzicht durchzusetzen. Wird nun dieser innerliche Konflikt dadurch verschärft, daß Gesetz und Gesellschaft mit ihren Ansprüchen sich einmischen, so kommt es in vielen Fällen gerade dadurch erst zu einer lebensgefährlichen geistigen Krise.

Welche seelische Verwirrung unter dem Druck heute noch herrschender Vorstellungen in solch einer armen Frau entstehen kann, das zeigt der Fall einer Frau Böhmer. Auch er fand sich in meiner Kartothek.

Diese Frau war seit langem mit einem schweren Herzleiden belastet. Während der beginnenden Schwangerschaft wurde diese Krankheit so bedrohlich, daß eine Unterbrechung die einzige Möglichkeit bot, ihr Leben überhaupt zu erhalten. Nur widerstrebend konnte sich Frau Böhmer zu dieser Rettung verstehen. Schließlich willigte sie ein.

Aber noch ehe der notwendige Eingriff gemacht wurde, hatte der Körper sich selbst geholfen. In einer Frühgeburt stieß er die Frucht aus, die auszutragen er doch nicht imstande war. Unter wehenartigen Schmerzen gebar die Frau ein kleines, schon menschenähnliches Gebilde von vier Monaten.

Frau Böhmer verlangte, ihr Kind zu sehen, das noch warm von ihrem eignen Körper war. Sie hielt es in Händen. Und in diesem Augenblick ging in ihr eine Veränderung vor. Sie vergaß, daß sie selbst, in vollem Bewußtsein ihrer schweren Herzkrankheit, die Unterbrechung gewollt hatte. Sie vergaß auch, daß dieser Eingriff ja gar nicht mehr geschehen, daß die Natur ihrer Absicht zuvorgekommen war. In diesem kleinen Gebilde sah sie nur noch das Kind, nach dem sich ihr Mutterinstinkt sehnte und das nun tot, unausgetragen vor ihr lag. Aufgewühlt und verwirrt, suchte sie irgendeine tiefere Beziehung zu dem kleinen Wesen herzustellen. Wild und schmerzlich kreisten ihre Gedanken um die unwiderrufliche Tatsache.

Ihr Körper erholte sich rasch. Das Herz, das sich vorher in

wilden Stößen gegen die allzuschwere Belastung gewehrt hatte, begann wieder regelmäßig zu arbeiten. Aber seelisch fand sie ihr Gleichgewicht nicht wieder. In ihren Träumen und Vorstellungen erlebte sie alle Stadien der früher gefürchteten, jetzt ersehnten Mutterschaft. Darüber vergaß sie ihr wirkliches Leben, ihre Umgebung, ihren Mann. Nur dies eine, nicht existierende Wesen lebte für sie. Auf teilnehmende, vorsichtige Zurede gab sie wirre Antworten. Sie lachte und weinte sinnlos durcheinander. Gegen die Wegnahme der kleinen Frucht wehrte sie sich wild.

Wochenlang hielt dieser Zustand tiefer geistiger Störung an. Ihr Mann brachte sie in einen ruhigen, kleinen Landort. Ganz allmählich fand sie sich dann wieder zurecht. Aber noch lange nachher durfte niemand mit ihr von diesem erschütternden Erlebnis sprechen.

Wenig hätte gefehlt – und auch diese unglückliche Frau wäre vor den Untersuchungsrichter gezerrt worden, nur weil ihr Name in der Kartothek stand.

Ihr blieb es erspart. Aber bei wievielen Frauen, die gleiches oder ähnliches erleben, wird jährlich, wöchentlich, täglich nachgeforscht, ob und wie und warum ein Abortus zustande gekommen ist. Und ihre Leiden und Verwirrungen, ähnlich denen der Frau Böhmer, werden dann in vielstündigen Verhören wiederholt, vertieft, ohne Gnade ans Licht des vollen Bewußtseins gezerrt, ausgesprochen und schließlich in nüchternen Protokollen festgelegt.

Denn mit der Schonzeit für das menschliche Muttertier nimmt es das Menschenrecht nicht so schwer...

Die Verantwortung.

Immer wieder appellierte der Untersuchungsrichter an das – Verantwortungsgefühl, das ich als Ärztin in besonderem Maße haben müsse. Immer wieder war er bemüht, Verstöße gegen dieses besondere Verantwortungsgefühl, wie er es verstand, festzustellen.

Seine Vorstellung davon war ungefähr so: Der Arzt hatte die Pflicht, das menschliche Leben zu schützen. Versagt er in der Erfüllung dieser Grundaufgabe oder macht er Vorbehalte, so wird er verdächtig. Stellt es sich nun aber gar heraus, daß er Menschenleben am Entstehen verhindert hat, so ver-

dichtet sich dieser Verdacht zur Wahrscheinlichkeit eines schweren Vergehens. Eine Schuld ist anzunehmen. Er hat gegen Geist und Sinn seines Berufs gehandelt. Und in jedem einzelnen Falle ist nachhaltig zu fragen und zu erforschen, wie es zugegangen ist.

Wieder gehen die Begriffe des Arztes und des Richters hier weit auseinander. Es ist nicht leicht, sich gegen eine so schematische Anschauung der ärztlichen Pflicht durchzusetzen. Es gibt diese simple, unbedingte Verantwortung für „das“ Leben nicht. Es gibt ja überhaupt selten eine klare, schlichte Linie der Verantwortung. Denn Verantwortung, – das bedeutet doch eben: sich in der Vielfalt von Möglichkeiten richtig entscheiden.

Für den Arzt und ganz besonders wieder in den hier besprochenen Fällen bedeutet das eine Reihe bitterer Gewissensfragen, denen man sich stellen muß. Wo ist die höhere Pflicht gegen das Leben? Ist die Mutter, ist das werdende Leben zu schützen? Überwiegt die Wahrscheinlichkeit des Gelingens oder des Mißlingens? Und wie weit darf man sich nach solcher Überlegung richten? Und – wenn der Fall schon medizinisch und gesetzlich klar sein sollte, – wie muß dann vorgegangen werden, um die Gefahr seelischer und körperlicher Komplikationen auf ein Mindestmaß herabzudrücken?

Dazu kommt, daß bei jeder dieser ärztlichen Entscheidungen, wie ein Gespenst, die drohende Gestalt irgendeines dunklen Helfers auftaucht: Der weisen Frau oder des Kurpfuschers...

Nach meinen Erfahrungen – und sie werden sich mit denen der meisten Ärzte decken – ist es eine Tatsache, daß fast alle Frauen und Mädchen, die mit dem Wunsche nach Unterbrechung ihrer Schwangerschaft zum Arzt kommen, diese Unterbrechung so oder so schon selbst versucht oder eingeleitet haben. Sie mißtrauen der Hilfe, die das Gesetz erlaubt, noch gründlicher, als es in Wirklichkeit nötig wäre. Sie haben, wenn sie sich einmal entschlossen haben, nur noch den einen Gedanken, den einen fixen Wunsch: Fort mit der Frucht. An irgendwelche Folgen denken sie nicht und wollen sie in diesem Augenblick nicht denken.

Die Wege zum Ziel sind verschieden. Alle sind gleich gefährlich. Ob sich so ein armes Mädchel den zweifelhaften Praktiken und Mittelchen einer Kräuterfrau aussetzt, ob sie vom unkontrollierten Pfuscher mit unzureichenden Instrumenten

einen Eingriff machen läßt, ob sie selbst die Unterbrechung mit Hilfe irgendwelcher ihr angeratener Methoden zu erzwingen sucht, – immer bedeutet es eine Bedrohung von Leib und Leben, ein nahezu mörderisches Vorgehen gegen sich selbst.

Wer aber zu diesem Schritt erst einmal Mut gefaßt hat, – kann man den noch mit irgendwelchen Vorschriften, Verboten, Gesetzen daran hindern?

Diese Patientinnen bringen den Arzt in schwerste Gewissensnot. Was soll er tun? Das Gesetz ist zu eng. Der Wille jeder einzelnen Frau ist doch stärker und setzt sich darüber hinweg. Manche Schwangeren drohen mit Selbstmord, wenn ihnen nicht geholfen wird. Und es ist ihnen ernst damit. Andere kommen mit so unerschütterlichem Entschluß, daß man sie im Falle einer Ablehnung der Pfuscherei wissend in die Arme treibt.

Gerade diese Überlegungen sind es, die viele Ärzte in ihrer Stellungnahme zur Abtreibungsfrage bestimmen. Der Entschluß jeder Frau, die einen Abortus will, ist stets das Ergebnis so ungeheurer Willensanspannung, daß er durch gute Ratschläge und Vernunftgründe fast niemals wankend gemacht werden kann.

Der Arzt will und soll helfen. Das kann er in diesen Fällen aber nur, wenn er sich mit der Tatsache dieses unerschütterlichen Willens der Schwangeren abfindet. Diese Feststellung bedeutet kein laxes Nachgeben, keinen schwächlichen Opportunismus, – wie das Gegner jeder praktischen Lösung dieser Frage behaupten. Sie bedeutet nur eine simple, klare Einsicht in Zustände, die man beklagen, aber nicht durch gesetzliche oder moralische Forderungen ändern kann.

Diese Zustände sind durch das gesamte heutige Leben, durch soziale Not, durch gesellschaftliche Rückständigkeit, durch verkehrte Anschauungen, durch ungenügende Gesetze so schlimm geworden. Um ihre Ursachen zu beseitigen, müßte man die Welt verändern. Das aber ist jedenfalls nicht Aufgabe des Arztes, der vor dem einzelnen, konkreten Fall steht und helfen soll.

Ich wage den Satz: Der Arzt muß, unter den heutigen Umständen, Opportunist sein. Sonst kann er seinen Beruf aufgeben und muß moralisierender Theoretiker werden.

Aber – helfen kann er ganz bestimmt anders nicht.

Die heimliche Helferin.

Um aus den Hunderten von Fällen den einen oder anderen herauszugreifen: Da kam etwa das Dienstmädchen Rosa Jung zu mir in die Sprechstunde. Sie erzählte stockend, immer wieder neu beginnend, von ihrem Leben, von ihrem Entschluß, von ihrer Tat. Seit zwei Jahren war sie im Hause eines Fabrikdirektors beschäftigt.

Sie stammte aus einer armen Bauernfamilie. Ihre ganze Jugend war harte Arbeit gewesen. Im Taglohn hatte sie auf den Feldern des begüterten Nachbarn geschuftet. Mit achtzehn wurde sie von der Mutter in die Stadt gebracht. Sie sollte einen Winter über als Mädchen in einem Haushalt arbeiten und dort die Wirtschaft lernen. Natürlich war diese Reise in die Stadt ein überwältigendes Erlebnis für Rosa. Sie hatte Glück und fand rasch eine gute Stellung. Man war mit ihr zufrieden und wollte sie nach einem halben Jahr nicht wieder fortlassen, wie es eigentlich vereinbart war. Und auch Rosa selbst hatte keine Lust mehr, aufs Land zurückzukehren. Das bunte, abwechslungsreiche Leben in der Stadt gefiel ihr, trotz aller schweren Arbeit, viel besser als das Bauerndasein. Die Mutter gab sich zufrieden, denn Rosa war sparsam und schickte jeden Monat einen Teil ihres Lohnes nach Haus.

Inzwischen hatte sie eine Freundin gefunden, auch ein Mädchen vom Lande, der sie sich eng anschloß. Sonntags und an freien Abenden gingen die beiden zusammen spazieren. Neugierig betrachteten sie das Getriebe in Straßen und Lokalen. Gegen die Gefahren der Stadt waren sie durch ihre gemeinsamen ländlichen Anschauungen gesichert.

Im Herbst fand in der Nähe ein landwirtschaftliches Volksfest statt. Bekannte aus der Heimat waren da.

Es war wunderschön. Besonders der Tanz in einem großen Bierzelt gefiel den Mädchen. Ein lustiger Bursche kam immer wieder vom Nachbartisch herüber und holte sich Rosa zum Tanzen. Beim drittenmal küßte er sie, mitten unter den wirbelnden Paaren. Dann saßen sie zusammen.

Was nachher geschah, wußte Rosa später nicht mehr ganz genau zu erzählen. Sie war zusammen mit ihrem Tänzer fortgegangen. Draußen im Wald lagen sie nebeneinander im Gras. Sie hatte ihm kaum Widerstand geleistet.

Am nächsten Tage war sie wieder bei ihrer Arbeit. Sie dachte noch oft an das schöne Fest zurück. Den Namen des

jungen Mannes wußte sie nicht. Sie hörte auch nie wieder von ihm.

Als ihre nächste Blutung ausblieb, erschrak sie. Vorsichtig erkundigte sie sich, und bald hatte sie volle Gewißheit über ihren Zustand. Was sollte sie tun? Konnte sie ein Kind austragen, dessen Vater sie überhaupt nicht kannte? Was würde ihre Herrschaft sagen? Würde sie ihre Stelle behalten können? Lange überlegte sie, ob sie es wagen könne, mit der freundlichen Frau des Hauses darüber zu sprechen, sich von ihr Rat zu holen.

Der Zufall wollte es, daß diese Frau von einem ähnlichen Fall zu reden anfing. Sie meinte es wahrscheinlich gut mit Rosa, wollte sie warnen vor den Gefahren der fremden Stadt. So beschrieb sie mit allen Zeichen des Abscheus, wie verdorben heutzutage doch die jungen Mädchen seien. Sogar das Dienstmädchen ihrer besten Freundin, das immer so ordentlich und fleißig gewesen sei, bekäme nun ein Kind. Natürlich habe ihr die Dame sofort gekündigt, das sei ja selbstverständlich.

Nun wußte Rosa Bescheid. Sie wußte, was ihr bevorstand. Mit Schimpf und Schande würde sie aus dem Hause gejagt werden. Ins Elternhaus, wo Not herrschte, konnte sie in ihrem Zustand nicht zurück. Und eine andere Stelle würde sie erst recht nicht finden.

Nach wochenlangem Zögern beriet sie sich mit ihrer Freundin. Es mußte ein Weg gefunden werden, diese Schwangerschaft loszuwerden. Die beiden Landmädchel waren ungeschickt und ängstlich. Es dauerte eine Weile, bis sie die Adresse einer hilfreichen Frau ermittelt hatten.

Rosa nahm ihre ganzen Ersparnisse und brachte sie der heimlichen Helferin. Ihren ganzen Mut nahm sie zusammen und ließ alles mit sich geschehen. Sie ertrug den furchtbaren Schmerz, als ihr die schmutzige Alte eine Seifenlösung einspritzte. Trotz den einsetzenden Wehen, trotz den immer stärker werdenden Blutungen verrichtete sie ihre tägliche Arbeit, schleppte Kohleneimer aus dem Keller herauf, stand viele Stunden hindurch in der Waschküche, obgleich sie fast zusammenbrach.

Als die Blutungen nicht nachließen, wurde sie von entsetzlicher Angst gepackt. In schrecklichem Zustande kam sie endlich in die Sprechstunde. Und in all ihren Qualen hatte sie nicht das leiseste Empfinden dafür, daß sie etwas Unrechtes

getan hatte. Sie hatte kaum einen klaren Begriff davon, daß sie sich gegen einen bestehenden Gesetzesparagrafen vergangen hatte. Nur ihre eigne Erfahrung, äußere Umstände, die Anschauungen ihrer Umgebung und der unbedingte Zwang, sich die Stellung zu erhalten, hatten sie zu ihrem Entschluß gebracht. Und selbst jetzt noch, zerrüttet und fast zugrunde gerichtet, war sie froh über ihre Tat und empfand keine Reue.

Ist das nun einfach ein Fall von unverantwortlichem Leichtsinn, der nichts weiter besagt über die Schwere des ganzen Abtreibungsproblems? Gewiß, die kleine Rosa Jung war kein sehr überlegter und bewußt handelnder Mensch. Aber wer darf wagen, hier eine Grenze zu ziehen, an der die Leichtfertigkeit aufhört und die bittere Notwendigkeit des Lebenskampfes beginnt?

Besonders ein Mann mag an solch einem scheinbar ganz klaren und unkomplizierten Fall erkennen, um wieviel schwerer und unentrinnbarer die Frau durch ein einmaliges, flüchtiges Erlebnis verstrickt werden kann, das für ihn am nächsten Morgen ein für alle Male erledigt und vergessen ist.

Das „Verhältnis“.

Gerade die einfachen Frauen und Mädchen ziehen aus diesem ungerechten Unterschied der Geschlechter ihre bestimmten, resoluten Schlüsse. Sie nehmen sich das Recht, das ihnen die Welt des Mannes noch verweigert. Sie machen ernst mit der Gleichstellung, die vor dem Gesetz und vor der Gesellschaft heute doch nur eine teilweise und scheinbare ist.

Mit erstaunlicher, ja erschütternder Selbstverständlichkeit berichten sie von ihren Entschlüssen und Maßnahmen.

Ich erinnere mich an ein anderes junges Mädchen, Erna Kroll. Auch sie kam mit unerträglichen Unterleibsschmerzen in die Sprechstunde.

Ihre Eltern waren längst tot, ein paar Geschwister lebten drüben in Amerika. Sie hatte keinerlei Verbindung mehr mit ihnen, lebte nur für sich allein. Als Kellnerin fand das tüchtige und flinke Mädchen ihr Auskommen. Natürlich hatte sie diesen und jenen Freund gehabt. Seit ungefähr einem Jahr war sie das „Verhältnis“ eines Kaufmanns. Das bedeutete für ein Mädchen ihrer Art eine schon beinahe legitime Bindung.

Jedenfalls liebte sie den Mann ehrlich und hoffte, daß er sie später einmal heiraten würde.

Deshalb war sie eigentlich froh, als sie den Beginn einer Schwangerschaft merkte. Das Kind würde, so rechnete sie, ein letztes, unlösbares Bindeglied zu dem Manne werden. Als sie dem Freunde eine erste Andeutung machte, schien er erfreut. Er versprach ihr hoch und heilig, in jeder Beziehung zu helfen. Natürlich würde er aufs beste für alles sorgen. Und wieder einmal, wie schon oft, erging er sich in Zukunftsplänen, die alle darauf hinausliefen: Wenn es seine wirtschaftlichen Verhältnisse erlauben würden, dann wolle er sie heiraten.

So hatte der Gedanke an eine uneheliche Mutterschaft für Erna Kroll keine Schrecken. Sie wußte sich und das Kind geborgen. Die Zukunft war ja gesichert.

Aber eines Tages war alles zu Ende. Ganz überraschend, ohne vorherige Ankündigung, brach der Freund jede Beziehung zu ihr ab. Erna Kroll konnte zuerst überhaupt nicht verstehen, nicht fassen, was geschehen war. Dann brachte sie in Erfahrung, daß er Gelegenheit gefunden hatte, in ein Geschäft einzuheiraten. Das war der Grund, weshalb er sich von der Frau freimachen wollte, die die Mutter seines Kindes sein würde. Seine Braut, ein Mädchen aus wohlhabender, geachteter Familie, durfte von den Beziehungen zu dieser Kellnerin um keinen Preis etwas erfahren.

Ein anderes Mädchen hätte vielleicht aus dieser Lage Vorteil zu schlagen versucht. Aber Erna liebte ja ihren Freund immer noch und hoffte, ihn festhalten zu können. So suchte sie ihn in aller Freundschaft auf, klammerte sich an ihn und beschwor ihn, sie nicht im Stich zu lassen. Als diese Szenen sich einige Male wiederholt hatten, wurde der Mann brutal. Er schreckte auch vor einer letzten Gemeinheit nicht zurück: Als Erna sich nicht zufrieden geben wollte, verweigerte er ihr die Bezahlung der Alimente und erklärte einfach, er sei überhaupt nicht der Vater des Kindes. Außer zu ihm habe sie noch zu anderen Männern in intimer Beziehung gestanden. Jeder dieser Liebhaber könne mit der gleichen Berechtigung als Vater des Kindes in Anspruch genommen werden. Das Gegenteil solle sie erst einmal beweisen.

Erna Kroll gehörte nicht zu jenen temperamentvollen Naturen, deren Liebe im Falle solcher Infamie in aktiven, unerbittlichen Haß umschlägt. Ihre Entschlossenheit war

ruhiger, verhaltener Art. Als sie die ganze Gemeinheit begriffen hatte, zog sie sich schweigend von dem früher Geliebten zurück.

Aber darüber war sie sich klar: Das Kind durfte nicht leben. Sie würde es nicht ertragen, ihr ganzes Leben lang durch ein Kind an diese bittere Enttäuschung erinnert zu werden. Sie würde dies Kind nicht lieben können.

Auf der Suche nach einem Helfer verfiel sie auf den Mann ihrer Schwester. Dieser Schwager hatte sie schon lange mit heimlichen Liebesworten und Angeboten bedrängt. In seiner resignierten Stimmung sagte sich das Mädchen jetzt: Wen geht es etwas an, daß ich mich diesem Manne hingeb, um damit seine Hilfe zu erkaufen?

Der Schwager war von Beruf Mechaniker. Er hatte keinerlei Kenntnis von der Lage der weiblichen Organe. Mit plumper Laienhand stieß er irgendein langes Instrument in den Leib der Frau, um die Frucht zu zerstören. Schwere Blutungen waren die Folge. Endlich mußte sie sich entschließen, zum Arzt zu gehen. Aber auch jetzt hatte sie keinerlei Schuldgefühl. War denn ihr Tun verderblicher oder gemeiner gewesen als das des Mannes, der sie ins Elend gebracht hatte?

Arbeit und Mutterschaft.

In allen Fällen, in denen Frauen die Mutterschaft ablehnen, kann man einen merkwürdigen Widerspruch beobachten.

Es wird seit einem Jahrzehnt viel von der Befreiung der Frau geredet und geschrieben. Eine Menge tatsächlicher Rechte hat sich die moderne Frau ja auch erkämpft, so das Wahlrecht in den meisten großen Staaten und die Zulassung zu fast allen Berufen.

Aber die Ideologie, die gesellschaftliche Anschauung hinkt den Tatsachen nach. Während überall die Frau immer entschiedener den Wettbewerb mit dem Manne aufnimmt, während es Ministerinnen, Anwältinnen und sogar Richterinnen gibt, verschließt sich gerade die Justiz dem Wesen dieser Veränderungen und macht sich zur Vorkämpferin überalterter Begriffe.

Gewiß kann keine Änderung und keine Emanzipation gewisse biologische Grundtatsachen aus der Welt schaffen. Und niemand, der vernünftig und verantwortlich denkt,

wird das verlangen. Aber es muß doch immerhin merkwürdig berühren, daß unter so vielen errungenen Rechten eben dies eine Grundrecht der Frau, das auf ihren eignen Körper, abgelehnt wird und nicht sein soll.

Jahrtausende lang mußte die Frau gerade hierin das harte, zweckvolle Gesetz des Mannes blind befolgen. Die Religion, der Staat, das Kapital verlangten Schutz und Förderung der unbedingten Nachwuchs-Steigerung. Niemand fragte danach, was denn die Frau selbst zu dieser Ausbeutung und Bewirtschaftung ihres Körpers sagte. Sie hatte keine Stimme in ihrer wichtigen Aufgabe innerhalb der Gesellschaft.

Das alles ließ sich in vergangenen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen ziemlich reibungslos aufrechterhalten. Und wenn Prediger des Vergangenen, der guten alten Zeit den Verfall der Familie beklagen und darauf hinweisen, daß die Frau ehemals eben innerhalb ihres Hauses die Herrin gewesen sei, so muß tatsächlich anerkannt werden, daß sie als Mutter und Gattin, im festgeschlossenen Kreise der Familie, einen Ausgleich dafür fand, daß sie an keinerlei öffentlichen Dingen irgendeinen Anteil hatte. Wir wissen genug Beispiele dafür, daß eben aus ihrem Einfluß in dieser häuslichen Sphäre heraus viele Frauen eine bedeutsame Wirkung indirekt auch auf Politik, Staat, Finanzen usw. gehabt haben.

Aber längst ist diese Ordnung durchbrochen und vernichtet. Die Frau ist selbst in die Öffentlichkeit hinausgetreten, sie hat ihr Schicksal in die Hand genommen, man verweigert ihr kaum noch irgendein äußeres Recht. In allen Dingen ihres Körpers aber, in der freien Verfügung über ihre Mutterschaft insbesondere, – da tut man, als sei alles noch wie vor fünfzig oder hundert Jahren. Schon die ganze Erziehung der Frau war ehemals eine andere. Das junge Mädchen aller Schichten wurde zur späteren Ehe abgerichtet. Es wurde ihr als selbstverständlich beigebracht, daß Männer, erst der Vater, später der Gatte, über ihre Stellung in der Welt und über ihren eigentlichen Lebenszweck, die Mutterschaft, zu bestimmen haben würden. Dafür wuchsen sie auf, umhegt und behütet durch die strengen Schranken der Familie. Das war in der Feudalzeit nicht anders als später in der bürgerlichen Epoche. Freilich bröckelte nun dies geschlossene Familienidyll und Familienideal immer mehr ab. Die Töchter aller wirtschaftlich schlechter Gestellten wurden in zunehmendem

Maße gezwungen, sich am Lebenskampf selbst zu beteiligen. Dadurch wurden sie selbständig, lernten, für sich zu denken und mußten auf die Dauer die Verfügungsgewalt des Mannes immer mehr als Unrecht empfinden.

Schließlich kam es so, daß es überhaupt kaum mehr ein junges Mädchen gab, das nicht unmittelbar auf irgendeine Art mit dem Leben und seinen harten Entscheidungen in Berührung kam. Die alten, schützenden Familientugenden verloren ihre bindende Kraft. Das war ganz schön gewesen, als man untätig zu Hause saß und auf einen Freier wartete. Nun aber wurde die junge Frau ganz allgemein, ebenso wie der junge Mann, in den Produktionsprozeß mit einbezogen. Und wie jeder arbeitende Mensch zu allen Zeiten, wollte auch das arbeitende Mädchen ihre Freiheit, ihre eigene Entscheidung. Das Arbeitsleben außerhalb der Familie brachte natürlich gewisse Gefahren mit sich. Seite an Seite mit den Männern arbeitend, kamen die jungen Frauen nun auf eine ganz andere Art als früher dazu, sich Liebe und Achtung zu erwerben. Sie waren im Grunde überhaupt nicht mehr im früheren Sinne umworben, sondern zu ebenbürtigen Partnern geworden, die einen selbständigen Entschluß beanspruchten.

Gerade durch die Arbeit, durch die Selbständigkeit der Frau mußte sich die ganze Stellung zur Mutterschaft verändern. Früher hatte der Mann allein die Lasten und die wirtschaftliche Verantwortung zu tragen. Nun aber kamen immer mehr Frauen in die Lage, für sich selbst eintreten zu müssen. Sie durften sich nicht noch mehr belasten. Sie durften nicht Mutter werden, wenn sie arbeitsfähig bleiben wollten.

Diese ganze Entwicklung ist nicht mehr rückgängig zu machen. Auch mit ein paar veralteten Paragraphen wird man die Veränderungen eines Jahrhunderts nicht ungeschehen machen können. Nur eines kann man auf diese Art schaffen: unendliches Unglück...

Ein alterndes Mädchen.

Keineswegs aber handelt es sich in allen diesen Fällen nur um junge oder jugendlich denkende und fühlende Frauen, um bewußte Bürgerinnen dieses Jahrhunderts, die durch ihren freien Entschluß in Widerspruch geraten zu den noch geltenden Gesetzen einer gestorbenen Zeit.

Viel schlimmer werden die Nöte und Verwirrungen noch, wenn irgendeine „brave Frau alten Schlages“, eine unrebelle, anspruchslose, redliche Frau, ein problemloser schlichter Mensch sich in den gefährlichen Maschen des Gesetzes verfängt.

Dann ereignen sich heimliche Tragödien, deren Darstellung die Kraft eines großen Dichters erfordern würde: Tragödien der Geduld, der Leidensfähigkeit, der Enttäuschung und des einsamen Verzichts.

Ich denke an jenes ältliche Fräulein Emma Molte, die mit einer untragbaren Schwangerschaft zu mir kam. Sie war das Urbild des anständigen, biedereren Mädchens alten Schlages, das von Männern und Männergeschichten nichts wissen wollte.

Einmal, vor zwanzig Jahren, war das anders gewesen. Da war sie die vielumworbene, hochmütige Schönheit, die beste Tänzerin ihrer kleinen Stadt gewesen.

Heimlich gehörte ihr Herz einem jungen, mittellosen Burschen. Und alle reichen Bauernjungen und wohlhabenden Kaufmannsöhne blitzen ab, die ihr ein bequemes Leben boten. Für Emma Molte gab es nur den einen, der nichts dafür konnte, daß sein Vater ein kleiner Bauer mit einer mageren Wirtschaft war.

Er hatte zu Emma von seiner Liebe gesprochen. Aber mehr als einen Kuß hatte er nicht gewagt. Oft sprachen sie von der Heirat. Aber als Knecht bei einem Großbauern verdiente der junge Mensch längst nicht genug, um an die Gründung eines eignen Hausstandes denken zu können.

Aber er war kräftig und jung. Anderswo auf der Welt mußte es doch leichter sein, vorwärts zu kommen. So beschloß er, nach Amerika auszuwandern. Bald, in ein paar Jahren, würde er zurückkommen oder sein Mädchel nachholen.

Drüben erging's ihm zuerst schlecht. Er mußte darben und bitter schuften und von aussichtslosen Zufallsarbeiten leben. Endlich bot sich die berühmte große Chance. Er verstand es, sie auszunutzen. Mit ein paar Dollar machte er eine kleine Reparaturwerkstatt auf. Er hatte Glück. Das Geschäft vergrößerte sich schnell. Allmählich wurde er zum wohlhabenden Manne.

Emma Molte konnte diesen Weg aus den langen Briefen verfolgen, die der Freund mit ungelenker Hand schrieb, und in denen er jede Einzelheit seiner wechselvollen Erlebnisse

schilderte. Allmählich aber wurden diese Briefe knapper und dann seltener. Schließlich kam der Krieg. Und seitdem hatte das Mädchen nichts mehr von drüben gehört.

Inzwischen war sie älter und stiller geworden. Anfangs hatte wohl noch dieser oder jener versucht, sich der stadtbekanntesten Schönheit zu nähern. Aber dann hatte sich ihre Unnahbarkeit herumgesprochen. So lebte sie für sich, mit ihrem Vater und zwei Schwestern. Die Familie hatte eine kleine Herberge eröffnet, die mit leidlichem Erfolge betrieben wurde. Die Gäste fühlten sich in diesem Hause wohl. Besonders Emma war die geachtete und beliebte Herrin des Hauses. Viele Besucher kamen zu ihr mit mancherlei kleinen und großen Sorgen und sprachen sich aus. Sie war eine gute Zuhörerin und fand manches treffende Wort des Verstehens. Dann horchte man wohl auf und fragte, was es mit diesem zurückhaltenden, alternden Mädchen eigentlich auf sich habe. Aber sehr bestimmt lehnte Emma jede neugierige Frage nach dem eigenen Schicksale ab.

So vergingen Jahrzehnte. Krieg und Inflation waren vorbei. Emma war nun vierzig Jahre alt. Große Veränderungen und Überraschungen konnte sie in ihren Leben nicht mehr erwarten.

Es war kurz vor Weihnachten. Ein paar Gäste hatten sich angemeldet, um die Feiertage in dem gemütlichen, persönlich geführten Hause zu verbringen. Emma hatte einen großen Tannenbaum mit bunten Glaskugeln und Lichtern geschmückt, wie sie es in jedem Jahre zu tun pflegte.

Draußen klingelt es. Sicher der alte Rechnungsrat aus der benachbarten Stadt, der sich mit seiner Frau für heute angemeldet hat. Emma geht hinaus und öffnet.

Vor ihr steht der Mann, auf den sie ihr Leben lang gewartet hat, an den sie an jedem Tage heimlich gedacht hat, für den sie sich zwanzig Jahre lang aufgespart hat. Mit geschlossenen Augen lehnt sie an der Tür, überwältigt von einer Wirklichkeit, an die sie selbst längst nicht mehr geglaubt hat.

Dann sitzt er im kleinen Weihnachtszimmer neben ihr und erzählt aus seinem Leben.

Ein sehr vornehmer Herr war er geworden, man sah es an seinem Anzug, man merkte es an jeder Geste, man hörte es aus jedem seiner selbstsicheren, etwas prahlerischen Worte.

Aber Emma wollte das alles nicht. Sie suchte in dem verlebten, scharfgewordenen Gesicht nach den alten, nie verges-

senen, geliebten Zügen. Unter der Maske des erfahrenen, überlegen tuenden Mannes suchte sie nach dem frischen Jungen, der vor zwanzig Jahren hinausgezogen war.

Der Mann war eigentlich nur gekommen, um sich anstauen zu lassen, um denen daheim zu zeigen, was für ein Kerl aus ihm geworden sei. Aber nun hatte er die tiefe Erschütterung des Mädchens gespürt. Er fühlte, was sie in ihm suchte. Es schmeichelte ihm, daß dieses halbvergessene Wesen so lange auf ihn gewartet hatte. Wahrscheinlich wollte er wirklich nichts Böses, als er nun seinen Ton und seine Haltung änderte, vertraulich wurde, aus einem noblen Gast in einen Freund, einen Vertrauten sich zurückverwandelte.

Das Mädchen glaubte sich am Ziel ihrer Wünsche. Zwanzig Jahre waren vergessen über dem Erlebnis dieses einen Weihnachtsabends. Und der Mann war zu eitel, zu oberflächlich, zu verantwortungslos, um nicht zu nehmen, was sich ihm ohne Widerstand bot.

Schon am anderen Tage war Emma Moltes Traum zu Ende. Der Jugendfreund kam, noch einmal, ehe er wieder abreiste. Neben ihm stand eine junge, schöne, elegante Frau: seine Braut.

Während er mit lauten Worten von seinen weiteren Reiseplänen durch die Länder des alten Europa schwadronierte, starrte Emma auf das junge, strahlende Wesen, das keine Ahnung von dem hatte, was gestern abend geschehen war. Mit einem einzigen Wort hätte sie alles zerstören können. Aber sie schwieg. Die unbekümmerte Frechheit des Mannes siegte.

Für Emma hatte er ein kleines Andenken mitgebracht, irgendeinen äußerlich wertvollen Kitsch, den er der lieben, alten Jugendfreundin als Zeichen treuen Gedenkens überreichte. Emma fand nicht einmal die Kraft, dieses beschämende Geschenk zurückzuweisen. Wortlos gab sie ihm die Hand zum Abschied.

Von da ab war sie noch stiller, noch einsamer geworden. Wie im Traum ging sie im Hause umher. Sie achtete auch nicht darauf, daß ihre nächste monatliche Blutung ausblieb. Selbst als ihr Leib allmählich stärker wurde, dachte sie nicht an die Möglichkeit, daß die eine glückliche Stunde ihres Lebens nicht ohne Folgen geblieben sein könnte.

Aber dem Vater und den Schwestern fiel auf, daß Emma sich veränderte. An jenem Abend hatte niemand etwas gemerkt. Jetzt aber stimmte irgend etwas mit ihr nicht mehr. Sie

antwortete oft verstört und unverständlich. Dafür gab es ja eine Erklärung: Emma war nun über vierzig. Mit dem Beginn der Wechseljahre stellten sich wohl jene Beschwerden und seelischen Beunruhigungen ein, die den beliebten Stoff für manchen derben, volkstümlichen Witz liefern.

Erst als sie die ersten Kindbewegungen spürte, wußte Emma selbst, woran sie war. Mit plötzlicher, erschreckender Klarheit erkannte sie die Bedeutung jener Weihnachtsstunde.

Nach wochenlangem Zögern ging sie zum Arzt.

Und nun stand auch dieser „Fall“ in den Akten, in den Protokollen des Untersuchungsrichters. Gerade bei dieser Emma Molte, einer älteren, gereiften, bewußt handelnden Person, waren doch die Umstände besonders verdächtig. Krank war sie nie gewesen. Man mußte also mit Bestimmtheit annehmen, daß ihr tragisches Schicksal sie zu einem Vergehen gegen das Gesetz getrieben hatte.

Aber vor diesem Angriff, vor dieser schweren Beschuldigung fand Emma Molte ihre ganze Entschlossenheit und Ruhe wieder. Mit erstaunlicher Energie verteidigte sie sich. Es gab medizinische Gründe genug, die den Eingriff gerechtfertigt hatten. Eine Erstgeburt in ihrem Alter bedeutete immer und in jedem Falle eine außerordentliche Gefahr. Zudem hatte die Untersuchung die besonders enge Struktur ihres Beckens ergeben, daß auch nach dem strengen und engen Sinne des Gesetzes eine Unterbrechung notwendig gewesen war, um das bedrohte Leben der Mutter zu schützen.

Diese Gründe waren schlüssig genug, um Emma Molte von der Anklage zu befreien.

Aber war es nötig, daß überhaupt auf diese Art über ein offen klarliegendes Schicksal geurteilt wurde? Wären keine körperlichen Ursachen nachweisbar gewesen, – um die seelischen hätte kein Richter sich gekümmert. Menschen, Männer hätten über diesem Leben zu Gericht gesessen, hätten die bittere Einsamkeit dieses Daseins ans Licht gezerrt und zerpfückt.

Wer aber durfte hier Richter sein, – der nicht selbst zwanzig Jahre lang ungeliebt nach Liebe gedurstet hatte?

Blutschande.

An einer späten, unvollkommenen Erfüllung eines Jugendtraumes war das alternde Mädchen Emma Molte fast zugrunde gegangen. Das Gegenstück, fast das umgekehrte Spiegelbild zu ihrem Schicksal bildete die Geschichte eines blutjungen Mädels von kaum sechzehn Jahren.

Lucie war ein körperlich und geistig wenig entwickeltes Kind. Nur mit Mühe war sie durch die Schule gekommen. Immer wieder hatte der Lehrer sich des zurückgebliebenen Kindes wegen mahnend an die Eltern gewandt.

Freilich hatte er keinen Einblick, wie es wirklich zu Hause aussah. Vater und Mutter lagen in fortwährendem Streit miteinander. Die armselige kleine Lucie wurde ganz unregelmäßig erzogen. Sie mußte nicht nur jedes Vorbildes, jeder Autorität ermangeln, – immer wieder machte sie selber schüchterne Versuche, den Frieden zwischen den Eltern wiederherzustellen.

Oft hörte sie nachts nebenan die Mutter unter den Schlägen des Vaters wimmern. Laut wagte die Frau nicht zu schreien, damit das Kind nur nichts merkte. Aber längst lag Lucie wach und krümmte sich unter dem Furchtbaren, was sie mit anhören mußte.

Sie traute sich nicht, der Mutter zu sagen, daß sie alles wisse. Aber mit kleinen, unbeholfenen Zärtlichkeiten versuchte sie, ihr Trost zu geben. Auf ihre Art wurde sie vor der Zeit reif und wissend. Und die Mutter suchte Halt und Freundschaft bei dem unentwickelten kleinen Geschöpf. Manchmal ließ sie sich erschöpft gehen, weinte hemmungslos ihren Kummer heraus. Plötzlich besann sie sich dann wieder auf ihre Mutterwürde und versuchte, mit ein paar barschen Worten die Schranke wieder aufzurichten, die zwischen Mutter und Tochter nach ihrer Meinung bestehen bleiben mußte.

Hin und her gerissen zwischen Angst und Mitleiden, fand sich das kleine Mädchen bald nicht mehr zurecht. Und immer neue Szenen und Schimpfereien mußte sie mit ansehen. Die Mutter wagte es kaum, den Vater um Haushaltsgeld zu bitten. Mit größter Sparsamkeit mußte sie ihre Wirtschaft aufrechterhalten. Wenn dann mittags kein Fleisch auf dem Tisch stand, tobte er. Wenn kein Bier da war, lief er fluchend ins nächste Wirtshaus. Bis zum letzten Groschen gab er dann alles für Schnaps und Bier aus und kam spät nachts torkelnd

nach Haus. Und dann begannen wieder die schrecklichen Auftritte im ehelichen Schlafzimmer, die oft mit brutaler Vergewaltigung der zerschlagenen, wimmernden Frau endeten.

Und all das hörte Lucie nebenan in ihrer Kammer.

Eines Nachts verschloß die Frau, als sie draußen die tapenden Schritte des Betrunkenen hörte, die Tür. Mit letzter Kraft rückte sie den schweren Kleiderschrank davor. Draußen trampelte und schlug der Mann gegen die Bretter. Die Frau stand drin im Nachthemd und zitterte davor, daß die Tür bersten würde. Plötzlich wurde es still. Die Frau atmete auf. Der Mann hatte wohl das Fruchtlöse seiner Bemühungen eingesehen und ging fort, um irgendwo in den Anlagen auf einer Bank seinen Rausch auszuschlafen.

Plötzlich hörte sie nebenan in der Kammer der Tochter einen schrillen, nicht mehr menschenähnlichen Schrei: „Vater! Nicht! Laß mich los!“ Dann halbersticktes Wimmern. Und jähe, unheimliche Stille.

Alle Angst um ihr eigenes Schicksal war vergessen. Mit verzweifelter Hast rückte die Frau den Schrank ab, riß den Riegel zurück, stieß drüben die Tür auf. Quer über die Tochter geworfen lag der Mann. Mit halbhirnen, verdrehten Augen wand sich das Mädchen unter der rohen Gewalt des Vaters.

Mit übermenschlichen Kräften packte die Frau den Betrunkenen, riß ihn von der Tochter los, stieß ihn hinaus. Brummend und schwankend taumelte er die Treppe hinunter.

Dann saßen Mutter und Tochter viele Stunden engumschlungen nebeneinander auf dem beschmutzten, zerwühlten Bett. Jede Schranke war zwischen ihnen gefallen.

Und sie blieben Schwestern, sie waren es auch in dem Augenblick, als sie zwei Monate später gemeinsam in die Sprechstunde kamen. Mit aller Bestimmtheit verlangte die Mutter die Beseitigung des schmachvoll aufgezwungenen Kindes.

Und nun würden sie alle drei nebeneinander auf der Anklagebank sitzen: der verbrecherische Vater, das halbe Kind, das nicht Mutter geworden war, und die Mutter, die ihr dabei geholfen hatte.

Was hatte das Leid dieser beiden Frauen noch mit Paragraphen zu tun? Ihre Schuld war nicht die ihre. Irgendein äußerliches Geschehen, ein Vorgang mochte dem Buchstaben des Gesetzes entsprechend eine Sühne erfordern.

Aber durften Menschen sich anmaßen, dieses Unheil, die glücklich abgewendeten Folgen eines unzweifelhaften Verbrechens mit enger Auslegung einer Menschensatzung zu bestrafen?

Indikationen.

Tiefer und unabweislicher als jeder wohlervogene und durchdachte Disput über die Grenzen einer rein medizinischen und einer sozialen Indikation zeigen diese beiden Fälle, daß man mit den Maßstäben eines menschlichen, eines männlichen Rechtes niemals auskommen wird.

Gewiß lag kein „sozialer“ Grund dafür vor, daß das ältliche Mädchen Emma Molte eine ungewollte Frucht nicht hätte austragen sollen. Aber Sinn und Inhalt eines Lebens wären dadurch verschüttet worden. Davon steht freilich nichts in den Gesetzen...

Gewiß gab es keine „soziale“ Begründung und Rechtfertigung dafür, daß ein vom eignen Vater vergewaltigtes Kind seine Frucht nicht austragen durfte. Der Vater wurde dafür als Verbrecher bestraft. Und damit war dem Gesetz Genüge geschehen. Die Folgen mußte das unschuldige Mädchen tragen. Lehnte sie sich dagegen auf, wollte sie aus ihrer absoluten Schuldlosigkeit die für sie selbstverständliche Folge ziehen, – so machte sie sich damit selbst vor dem Gesetz zur Schuldigen. Und schwerer noch würde die Mutter betroffen werden, die dem gequälten Kinde dabei half.

Keine soziale, – eine einfache menschliche Indikation hätte in diesen beiden Fällen ein unzweifelhaftes, höheres Recht auf Ablehnung der Mutterschaft begründen müssen.

Aber das Gesetz ist starr. Und der Mensch muß sich nach dem Buchstaben beugen und biegen. Bis er gebrochen wird.

Immer wieder, wenn Tag um Tag der Richter meine Karthothekblätter zur Hand nimmt, prüft, seine Fragen stellt, – drängt sich unabweislich eine Überlegung auf: Wie unendlich weit sind Gesetz und Leben, Anschauungen und Handeln, abstrakte Vorschrift und Wirklichkeit voneinander entfernt!

Spürt denn dieser Mann mit dem unbewegten, dienstlichen Gesicht nicht, welche ungeheuerliche Kluft zwischen

seinen kalten Bestimmungen und dem blutenden Leben in diesen Aufzeichnungen steht?

Wir haben uns ja beinahe daran gewöhnt, daß die geltenden Begriffe in vielen Disziplinen, Wissenschaften, Verwaltungsgebieten überaltert, von der tatsächlich wirksamen Anschauung überholt sind. Dennoch arbeitet man mit ihnen weiter, als seien sie noch lebendig. So kommen unzählige Widersprüche und Notstände heraus. Von der Justiz-Krise, um nur ein Beispiel zu nennen, spricht jedermann schon als von etwas ganz Natürlichem.

Die Medizin aber, sollte man meinen, dürfte diesem Übel nicht verfallen. Der Arzt, der Helfer müßte doch mit dem lebenden Menschen immer unmittelbar verbunden bleiben. Wenn es dennoch eine Krise der Medizin gibt, so ist das ein höchst bedeutsames Zeichen viel tieferer Fehler unseres ganzen Gesellschaftsgebäudes. Und ein Zeichen solch einer Krise ist zweifellos der ganze, nicht zur Ruhe kommende, immer mehr verschärfte Streit um den Abtreibungsparagraphen, – ein Streit, in dem die Front der Ärzte uneinheitlich und geschwächt ist.

Woher rühren denn ganz allgemein die innern Zweifel, die Laien und Ärzte heute an der Gültigkeit der herrschenden medizinischen Anschauungen auf vielen Gebieten äußern?

Die Medizin steht geistig zum Teil noch in einer Zeit, in der sie sich in den engen, überschaubaren Grenzen ihrer rein naturwissenschaftlichen Aufgabe halten konnte. Jetzt aber ist eine Zeit gekommen, die von jedem Arzt ein eigenes, durchdachtes Weltbild verlangt, die eine klare Entscheidung so oder so verlangt, – die, mit anderen Worten, den blinden Fachmannsglauben an eine absolute Medizin fast unmöglich gemacht hat. Wo sind denn heute die Grenzen der Medizin? Wie weit ist sie noch selbständig und wie weit ist sie von politischen, weltanschaulichen, wirtschaftlichen Einflüssen bestimmt? Solche Fragen muß jeder Arzt sich selbst beantworten. Es gibt dafür keine allgemeinen Antworten der ganzen Ärzteschaft mehr. Denn wie alle anderen Stände, ist auch dieser zerrissen und aufgespalten durch neue Fronten.

Die Zahl der rein medizinischen Probleme, der behandelten Krankheiten usw. ist fortwährend gestiegen. Die Begriffe aber, mit denen man das stets erweiterte Gebiet beherrschen wollte, bleiben mehr oder weniger die gleichen.

So stand es um den Arztberuf, als das große Elend über

die Welt kam. Wir wuchsen nicht in Gesundheit und immer sicherere Heilung hinein, wie manche träumten: nicht durch Reichtum, nicht durch Schnelligkeit, nicht durch Erfindungen. Und auch nicht durch gesteigerte Gesundheit, wie manche Ärzte optimistisch vorausgesagt hatten. Zwar verlängerte sich durch Jahrzehnte die durchschnittliche Lebensdauer erstaunlich. Aber neue Krankheiten kamen, Seuchen, unerforschte Leiden und der Krieg dazu. Immer noch ist die Krankheit der ungelöste Fluch unseres Geschlechts, – so bitter wie nur je.

Im besonderen Falle der Schwangerschaft war der große Sieg über das Kindbettfieber gelungen. Und mancherlei andere Fortschritte und Besserungen sind zu verzeichnen. Aber neue Gefahren, neue Fragen, neue Nöte tauchten auf. Die in großen Städten zusammengedrängte Menschenmasse wurde von immer neuen Leiden bedrängt. Und dem Arzt wurden immer neue Aufgaben gestellt, die er nur begreifen und bewältigen konnte, wenn sich seine ganzen Anschauungen mit wandelten.

Zu ihnen gehört in ganz besonderem Maße die veränderte Stellung der Frau im allgemeinen und dann besonders die der schwangeren Frau. Sie verlangt inmitten einer Umgebung, die das Geborenwerden zu einem immer schwereren Problem macht, nach freierer Entscheidung über die Frucht ihres Leibes. Man darf dabei nicht vergessen, daß jenes Korrektiv durch die Krankheit, durch das Kindbettfieber, das früher einen großen Prozentsatz aller Geborenen hinwegraffte, heute weggefallen ist. Die heutige, übermäßig kinderreiche Proletarierfamilie wäre sonst in ihrer typischen Form so häufig gar nicht möglich.

Es ist nun bezeichnend, wie sich die Medizin in ihren Anschauungen und ihrer Begriffsbildung gerade in diesem Fall ganz abstrakt und formal einstellt. Man muß nur einmal diese Debatten verfolgen, die in allen Standesorganisationen über die Frage der Abtreibung stattgefunden haben und noch stattfinden. Man geht da so vor, daß eine medizinische Indikation, also Notwendigkeit zur Abtreibung schematisch der sozialen gegenübergestellt wird. Und man hält es schon für einen großartigen Fortschritt, daß neuerdings verschiedene bedingte und gemischte Formen beider Indikationen sich durchgesetzt haben oder eigentlich: unter dem Zwang der Verhältnisse allmählich durchzusetzen beginnen.

Grundsätzlich ist die Unterbrechung einer Schwangerschaft noch heute nur in dem Falle erlaubt, daß erhebliche Gefahr für Gesundheit oder Leben der Mutter besteht oder zu befürchten ist. Zwar kann der Arzt nun – soweit haben die Vernunft und einfache Menschlichkeit denn doch gesiegt – gewisse soziale Einsichten mit in seiner Urteilsbildung berücksichtigen. Das Leben und die Gesundheit einer werdenden Mutter sind ja durch soziale Mißstände, durch dauernde Unterernährung, in überfüllten proletarischen Kleinwohnungen unmittelbar bedroht.

Aber – auch bei dieser sogenannten gemischten Indikation muß letzten Endes eine rein medizinische Überlegung ausschlaggebend sein. Der Arzt darf also nicht sagen: Die wirtschaftliche Lage dieser Frau erlaubt es ihr nicht, ein Kind gesund zur Welt zu bringen, selbst dabei gesund zu bleiben und es dann menschenwürdig aufzuziehen; deshalb ist eine Unterbrechung statthaft. Vielmehr darf er die sozialen Momente nur heranziehen zur medizinischen Meinungsbildung so: Angesichts der schlechten Verhältnisse, der mangelnden Hygiene, des Zustandes der Unterernährung besteht die Gefahr, daß die oder jene früher bestehende Krankheit wieder akut wird, daß sich der Gesamtzustand in einer gefährlichen Weise verschlimmert.

Man sieht auf den ersten Blick, wie schwankend und ungewiß die Grundlagen dieser gemischten Indikation sind oder jedenfalls sein können. Denn diese Indikation ist in weitem Umfange der Willkür und dem guten oder bösen sozialen Willen des einzelnen Arztes überlassen. Bei der Art heutiger akademischer Vorbildung, bei der immer noch fast einheitlichen Abschließung des Studenten vom arbeitenden Volke kann man sich leicht ausmalen, wie die Ansichten junger Ärzte ausfallen. Die der älteren, heute noch maßgebenden Ärztegeneration kennt man aus zahlreichen Beschlüssen der Ärztekammern, die in dieser Frage zumeist erschreckend engherzig geurteilt haben.

Der etwas undeutliche und umstrittene „Grenzstreifen“ der gemischten Indikation bildet aber vor allem für Arzt und Patienten eine fortwährend bedrohliche Gefahrenzone. Die Befunde können von Außenstehenden so oder so ausgelegt werden. Solange das soziale Moment nicht als gleichberechtigter Unterbrechungsanlaß angesehen wird, werden die willkürlichen Strafanzeigen nicht aufhören. Nicht nur die

Justiz, nicht nur die unteren und oberen Polizeiorgane, nicht nur verärgerte Patienten selbst, sondern jeder beliebige Neider und Klatschbold, jeder politische Gegner, ja sogar böswillige Kollegen nutzen diese Lage überall und fortwährend aus. Natürlicherweise blüht in kleinen Städten, wo jeder jeden kennt, das Denunziantentum am schlimmsten.

Trotz all dieser Schäden – man kennt sie aus zahlreichen Presseveröffentlichungen, Prozessen usw. – hält die ärztliche Öffentlichkeit an der heutigen Anschauung über das Verbot der rein sozialen Indikation fest.

Das aber ist nur die Meinung des Standes, – die äußere Fassade. Daß es in Wirklichkeit anders aussieht, daß sich eine ungeheuerere Anzahl von Ärzten in Millionen von Fällen praktisch an diese Anschauungen gar nicht halten, – das weiß jeder Arzt, das wissen viele Einsichtige, das wird allgemein und öffentlich behauptet. Es kann aber nur sehr schwer eindeutig bewiesen werden.

Freilich – mit jedem einzelnen Prozeß, der um den Paragraphen geführt wird, erfährt die Öffentlichkeit neues, unwiderlegliches Material darüber, wie es wirklich zugeht.

Man erinnert sich vielleicht, daß vor wenigen Jahren für den Gedanken einer Selbstanzeige von Tausenden, von Zehntausenden, vielleicht Hunderttausenden von Frauen Propaganda gemacht wurde. Sie alle sollten sich des Vergehens gegen § 218 des Strafgesetzbuches bezichtigen. Dieser Plan scheiterte an naheliegenden Schwierigkeiten. Niemand wollte anfangen. Vor allem die Frauen aus den besseren Ständen und erst recht die wenigen „Prominenten“, die an die Spitze dieser Bewegung gehören würden, – sie würden ganz bestimmt nicht den Beginn machen. Wieder einmal würde Last und Gefahr von den armen Proletarierinnen und Kleinbürgerinnen getragen werden müssen, von der Masse der Unbekannten. Aber sie würden gerade in diesem Falle die Gefolgschaft verweigern, würden unbekannt bleiben wollen. Kurz – der Plan kam nicht zur Ausführung.

Aber niemand, der einigermaßen Einblick in diese Dinge hat, zweifelte auch nur einen Augenblick daran, daß eine Millionenschar von Frauen innerlich hinter einer solchen Bewegung gestanden haben würde. Das heute geltende Gesetz wird also in Millionen von Fällen umgangen. Es besteht gegen den Willen der von ihm Betroffenen. Ein solches Gesetz wird sich auf die Dauer nicht halten können.

Eine Kartothek.

Es gibt natürlicherweise keine genaue Statistik über die Zahl der Abtreibungen und kann sie nicht geben. Nach den Schätzungen der besten Kenner aber werden jetzt jährlich in Deutschland zwischen dreißig und fünfzig Prozent der Leibesfrüchte abgetrieben. Oder noch mehr...

Das ist die Wahrheit.

Alle diese Dinge weiß jeder Arzt.

Ich selbst dachte in meiner Zelle immer wieder darüber nach. Ich versuchte auf vorsichtige Art, hier und da dem Untersuchungsrichter wenigstens einen ungefähren Begriff davon zu geben, wie die Wirklichkeit aussah. Aber er ging darauf niemals ein. Er glaubte weiter an eine Chimäre, an einen gesetzlichen und geordneten Zustand, den man vor einigen wenigen, verbrecherischen Gesetzesverächtern schützen müsse.

Ich konnte ihm ja die Wirklichkeit nicht beweisen, nicht zahlenmäßig belegen.

Denn damals wußte ich noch nichts von einem Dokument, das eben in diesen Tagen meiner Verhaftung, im März 1931, bekannt wurde. Als mir gegenüber der Untersuchungsrichter ein Blatt meiner Kartothek nach dem anderen vornahm und durchsprach, konnte ich nicht ahnen, daß an einer ganz anderen Stelle in Deutschland, vielleicht im selben Augenblick von berufener Hand eine ärztliche Kartothek nachgeprüft wurde, deren Inhalt in der Geschichte des Kampfes um ein gerechtes Sexualstrafrecht vielleicht einmal historische Bedeutung bekommen wird.

In Berlin lebte ein berühmter Professor, Ordinarius für Sozialhygiene, anerkannte Autorität in allen Fragen der sozialen Wohlfahrt. Das besondere Gewicht seiner Ansichten unter engeren und weiteren Kollegen und in der breitesten Öffentlichkeit erklärte sich daraus, daß er zwar einer linken, fortschrittlichen Partei zeitlebens angehörte, in seinen beruflichen Ansichten aber außerordentlich vorsichtig und zurückhaltend war. Er war oftmals ausdrücklich gegen eine Abschaffung der Abtreibungsbestrafung überhaupt eingetreten; er wollte nur erhebliche Milderungen gelten lassen. Aus ehrlicher Überzeugung war er also ein, wenn auch bedingter, Anhänger des Paragraphen.

Dieser Mann hieß Professor Grotjahn. Er ist gegen Ende desselben Jahres 1931 gestorben. Damals aber, im März, ereignete sich folgendes:

In seiner Wohnung wurde ein Paket abgegeben, das keinen Absender trug. Es enthielt die nachgelassene Kartothek eines kurz zuvor verstorbenen Arztes aus einer kleinen Stadt. Auf diesen Originalkarten waren genaue Eintragungen vorgenommen über alle die Fälle eines einzigen Jahres, nämlich 1927, in denen das Gebiet des § 218 berührt wurde.

Aus den nachmals von Grotjahn in einer medizinischen Fachzeitschrift veröffentlichten Angaben geht hervor:

Alle Daten waren ganz genau und in den Personalien leicht nachzuprüfen. Der Gedanke an eine Fälschung war deshalb ausgeschlossen. Grotjahn hat nach genauer Durcharbeitung die Originalkarten verbrannt, um die Gefahr eines Mißbrauchs durch Dritte auszuschließen. Das Material hat er dem Archiv seines Seminars an der Berliner Universität einverleibt.

Dieses Material enthält eine Fülle exakter Angaben über Zahl, Art, Erfolg und Kostenberechnung von Abtreibungen, soziale Herkunft der Patientinnen usw.

Einige wenige Zahlen genügen, um daraus jedem ein Bild von der Wirklichkeit der heutigen Abtreibungspraxis zu machen:

In dieser kleinen Stadt von weniger als 25.000 Einwohnern hat dieser eine Arzt in einem einzigen Jahre 556 Abtreibungspatientinnen gehabt. Bei 426 nahm er Eingriffe vor. 127 wies er aus verschiedenen Gründen ab. Von den 426 waren nur 74 ledig. Bei vielen erfolgte der Eingriff zweimal, bei einigen zum dritten Male im gleichen Jahre.

Die Schlüsse, die Grotjahn selbst aus diesem Material gezogen hat, sind nicht sehr weitgehend. Er hat seine alte Meinung, die Bestrafung müsse jedenfalls in leichter Form bestehen bleiben, nur unwesentlich korrigiert. Um so bedeutsamer ist die vollkommen objektiv geschehene Veröffentlichung dieser Kartothekangaben gerade durch einen so unbedingt neutralen, ja sogar gegnerischen Arzt.

Seit dem Bekanntwerden dieser Kartothek kann die Wahrheit auch mit Zahlen belegt werden.

Die Wahrheit.

Freilich dauert es oft lange, bis eine Wahrheit sich durchsetzt. Aber die Zeit wird kommen, wo auch diese Wahrheit wirken und alle schiefen und falschen Vorstellungen auslöschen wird, die heute noch in den Köpfen und Herzen der Menschen, der Männer, der Gesetzgeber herrschen. Es scheint, daß der Tag nicht mehr allzufern ist, an dem der träge Geist sich in Bewegung setzt.

Was diese Wahrheit ist – wie die Wirklichkeit aussieht, das zu sehen hat jeder Arzt an jedem Tage reichlich Gelegenheit. Er muß sich die Pilatusfrage stellen, ob er will oder nicht. Nur böswillig kann er sich dieser höheren Verantwortung entziehen, die ihm in unserer Zeit auferlegt ist.

Er braucht gar keine spitzfindigen Theorien, keine Abwägungen über verschiedene Arten von Indikationen, keine Winkelzüge um das Gesetz. Wahrheit ist für ihn nur eines und hat nur eines zu sein: Die einfache, schlichte Nähe und Wirklichkeit des Leibes und Lebens, wie sie ihm täglich vor Augen und unter die Hände kommt. Er kann sie ja greifen, sehen, fühlen, untersuchen. Und dann tritt die Überlegung an ihn heran: Steht diese erkannte und von ihm im Beruf erfahrene Wirklichkeit nicht über jeder gesellschaftlichen und gesetzlichen „Anschauung“? Er schaut das Leben selbst an und hat danach zu handeln.

Aus seinem Handeln erst werden die Ergebnisse der Statistik und der Bevölkerungslehre, werden letzten Endes dann auch die Gesetze abgeleitet. Er ist der „Fachmann“, auf dessen Urteil es erst- und letztinstanzlich ankommt. Dieser Aufgabe darf er sich nicht entziehen –, unter Berufung auf irgendwelche juristischen oder weltanschaulichen Grundsätze und Vorschriften.

Der Arzt ist eingesetzt, um dem einzelnen Menschen zu helfen. Diese Pflicht ist eindeutig und unausweichlich. Er kann ihr nur dienen, wenn er sich an sein Gewissen und an seine eigene Erfahrung hält. Alles andere sind Ergänzungen zweiten Ranges.

Die Erfahrung aber sagt ihm:

Das Leben ist nicht einfach aufzuteilen in Wahres und Unwahres, in Erlaubtes und Unerlaubtes. Es gibt keinen Schlüssel, kein Verteilungsschema für Recht und Unrecht in medizinischen Dingen. Alle großen Ärzte sind wagemutige

Neuerer, Eroberer gewesen, verantwortlich nur sich selbst. Berufen zum Schutz des menschlichen Lebens, erkennt der Arzt täglich neu, daß dieses Leben keine glatte, simple Sache ist, sondern ein schwieriges und veränderliches Ding, dessen Mischung und Zusammensetzung uns verborgen bleibt. Die Gesetze des Lebens sind nicht die Gesetze der Menschen.

Wenn Menschensatzung noch den unbedingten Glauben an blinde, tierhafte Fruchtbarkeit vorschreibt, kann sich auf der anderen Seite vielleicht das Gesetz unseres Lebens durchaus für eine planvolle Beherrschung und Begrenzung aussprechen. In diesem Falle würde alles andersgerichtete menschliche Bemühen nur Unruhe, Krankheit, Elend und Schwäche schaffen – und doch letztlich unwirksam bleiben müssen.

An einer Wende der Zeiten ist es dem Arzt nicht erlaubt, sich auf sein persönliches Helferamt zurückzuziehen und die Entscheidung irgendwo da draußen sich abspielen zu lassen.

Er muß Farbe bekennen. Er muß sich selbst entscheiden, in jedem einzelnen Fall.

Ist es überhaupt Aufgabe des Arztes, nach einer Schuld zu fragen? Darf der Helfer zugleich Richter sein? Die Antwort scheint klar, unzweideutig.

Wenn der Arzt sich aber Gedanken über Schuld und Verantwortung des Patienten macht, dann müßte er die Bedingungen und Bindungen jedes einzelnen, seine Abhängigkeit von den Verhältnissen, seine erklärenden und entschuldigenden Gründe in ganz anderer Weise bedenken und verstehen als ein Jurist.

Eine Lehrerin.

Solch ein Fall, in dem von wirklicher Schuld eines einzelnen kaum gesprochen werden konnte und der doch sicher vor den Richter kommen würde, war der Eingriff, den die Lehrerin Hedwig Weber hatte bei sich vornehmen lassen.

Sie war seit langen Jahren in einer Grundschule tätig. Von den Kindern wurde sie innig verehrt. Und sie selbst hing an ihnen wie eine Mutter. Sie waren ihr ein Ersatz dafür, daß die Berufsarbeit ihr Ehe und Mutterschaft unmöglich gemacht hatte.

Sie hätte ihr ruhiges, unbesonderes Leben einsam zu Ende

geführt, wenn sie nicht bei einem Ferienaufenthalt in einem kleinen Kurort einen Kollegen kennengelernt hätte, zu dem sie sich vom ersten Augenblick an hingezogen fühlte. Es zeigte sich rasch, daß sie beide ihren Beruf auf die gleiche Art gern hatten. Es gab eine Menge gemeinsamer Gesichtspunkte, gleiche Freuden und Leiden. Auf einmal wurde für Hedwig Weber, die sich früher von einem engeren Verkehr mit Kollegen zurückgehalten hatte, diese Gleichartigkeit wichtig und tröstlich. Aus einem bloßen Austausch von Erfahrungen wurde eine geistige Kameradschaft, aus dieser Beziehung wuchs gegenseitige tiefe Achtung, Zuneigung, Freundschaft, endlich ein tiefes Liebeserlebnis.

Die Ferien gingen zu Ende, und die beiden Menschen waren sich einig geworden, daß sie sich nie mehr voneinander trennen wollten. Freilich stand dem ein großes Hindernis im Wege.

Der Mann war mit einer schwerkranken Frau verheiratet, die seit sieben Jahren gelähmt zu Haus lag. Früher einmal hatte er eine Durchschnittsehe mit ihr geführt. Sie war eine sorgsame Hausfrau gewesen, mehr nicht. Aber zugleich mit der Krankheit war eine erschreckende seelische Veränderung mit ihr vorgegangen. Die Leidende verlor jegliches Interesse für alle Vorgänge, die nicht unmittelbar mit ihrer Krankheit zu tun hatten. Despotisch verlangte sie Fürsorge und Mitleid. Das arme, ewig nörgelnde, keifende Wesen, das da auf dem Krankenbett lag und im Rollstuhl gefahren wurde, fand nicht ein einziges Wort mehr für die Sorgen ihres Mannes, für seinen Beruf, für seine Arbeit.

Er blieb gütig und freundlich gegenüber der Kranken, wie es überhaupt seine Art war. Aber er verschloß sich nun ganz, lebte einsam mit seinen Büchern und verzichtete darauf, vom Leben etwas für sich zu fordern.

Und da lernte er nun in den Ferien diese Kollegin Weber kennen. Ganz bewußt hatte er sich anfangs in der Unterhaltung auf trockene Berufsfragen beschränkt. Aber mit einem Male war ihm klar geworden, daß ja das Leben für ihn noch nicht zu Ende war. Rückhaltlos hatte er ihr von seinem Schicksal erzählt.

Die Heimkehr zu der Gelähmten, in die trübe Atmosphäre seines Hauses stand bedrückend vor ihm. Einen Trost nahm er mit: er hatte das Wort der Freundin, daß sie auf ihn warten wollte.

In einer offenen Aussprache bat er seine Frau, ihn frei zu geben. Er würde selbstverständlich alles nur Mögliche zur Sicherung ihrer Existenz tun. Aber sie müsse einsehen, daß sie kein Recht habe, ihn vom Leben auszuschließen, ihn, den Gesunden, in ihre Krankheit hineinzuzwingen.

Sie weigerte sich. Für sie war er ihr Mann. Alles andere ging sie nichts an. Er hatte neben ihr auszuharren, wie er es einst gelobt hatte. Eine andere Frau durfte es für ihn nicht geben.

Wochenlang, monatelang bat, flehte der Mann um seine Freiheit. Umsonst. Der verbissene Kampf mit der Gelähmten hatte keinen Erfolg.

Hedwig Weber wartete.

Sie wußte, daß sie schwanger war. Sie wartete nicht nur auf den Freund, – sie wartete auf den Vater dieses Kindes. Es kam ein verzweifelter Brief nach dem andern. Die Kranke wollte ihn nicht freigeben. Aber Hedwig Weber konnte nicht auf den Mann verzichten. Sie bezwang ihren Stolz, fuhr selbst zu der Kranken und forderte von ihr die Freigabe.

Mit boshafem Lachen schlug die Frau eine solche schamlose Forderung ab. Nie, niemals würde sie ihren Mann freigeben. Da wußte die Lehrerin, daß sie ihr Kind nicht austragen durfte. Der späte Traum war zu Ende. Sie würde allein bleiben.

In medizinischen Werken forschte sie eifrig nach abtreibenden Mitteln. Sie verschaffte sich ein Gift, das in verdünnter Lösung Wehen erregen sollte. Als sie nicht sofort einsetzten, nahm sie immer stärkere Dosen.

Mit schweren inneren Verbrennungen und Verätzungen schleppte sie sich mühsam in die Sprechstunde. Der gewollte Erfolg war da. Die Leibesfrucht war beseitigt. Aber die verätzten Stellen im Magen und Darm wollten nur schwer heilen. Sie war zu einer siechen Frau geworden.

Hanna.

Eine würde nicht mehr auf der Anklagebank sitzen.

Aber ihre Akten lagen als dickes Bündel auf dem Tische des Untersuchungsrichters.

Draußen aber, auf dem Friedhof, saß jeden Abend an einem frischen Grab ein blasser, abgezehrter junger Mensch

und weinte hemmungslos. Er kämpfte mit sich um einen Entschluß. Warum machte er eigentlich nicht ein Ende? War er zu feige? Hatte er Angst vor dem letzten Schritt?

Nein. Er durfte nicht nachgeben. Er mußte leben bleiben. Er hatte noch eine Aufgabe, eine Pflicht zu erfüllen.

Vor Jahren war er ein vielgenannter junger Künstler gewesen, dessen erste Arbeiten viel Erfolg hatten. Man sagte ihm eine große Zukunft voraus.

Damals lernte er Hanna kennen, eine junge, begabte Musikerin. Die beiden Menschen fanden sich in Liebe und gemeinsamer Arbeit. Sie heirateten rasch. Die Arbeit des Mannes nahm einen außerordentlichen Aufschwung. Erst jetzt konnte er Letztes, Großes schaffen.

Hannas Urteil über seine Arbeit war für ihn maßgebend. Stundenlang saß sie ihm Modell, bewegungslos, in ihre eigenen Träumereien versunken.

Sie lebten miteinander in dem kleinen Atelier hoch oben zwischen den Böden. Abends spielte Hanna auf dem Klavier seine Lieblingsmelodien und sang mit weicher, klangvoller Stimme alte Wiegenlieder. Aber dann kamen schwere Zeiten. Die Leute, die ihn früher gefördert, ihm seine Bilder abgekauft hatten, mußten selber sparen und brauchten ihr Geld für dringendere Bedürfnisse. Bald ging es schlecht und schlechter. Oft wollte der Mann den Mut ganz sinken lassen, denn immer seltener gelang es ihm, etwas zu verkaufen. Nur an der Tapferkeit der Frau richtete er sich immer wieder auf. Sie bemühte sich auch selbst, durch Klavierstunden ein paar Mark zu verdienen. Sie war es auch, die ihn dazu bestimmte, sich in seiner Arbeit umzustellen. Wenn sie nicht verhungern wollten, dann mußte er eben vorläufig auf die großen, unverkäuflichen Bilder verzichten. Für kleine Radierungen, für ein paar Federzeichnungen würden sich eher Käufer finden.

Er packte seine kleinen Arbeiten in eine Mappe und begann, die Leute zu besuchen, die früher seine Bilder gekauft hatten. Er hatte nur geringen Erfolg. Später einmal sollte er wiederkommen. Jetzt gerade sei es leider, leider unmöglich. Aber beim nächsten Besuch wurde ihm dann schon an der Tür gesagt, daß es zwecklos sei, noch einmal zu kommen.

So zog er von Haus zu Haus und bot seine Arbeiten fremden Menschen an, die nichts von ihm wußten. Wenn schon hier oder da einer Interesse hatte, so war doch der Preis von drei Mark viel zu hoch. Für so ein Stückchen Papier war doch

eine Mark reichlich genug! So handelten und feilschten die Käufer, die Hausfrauen, die kleinen Leute, an deren Türen er stand. Zuerst war er in seiner Künstlerehre gekränkt, packte seine Sachen wieder zusammen und ging weg. Aber bald genug war er für jeden Preis dankbar, den man ihm bot.

Zu Haus wartete Hanna. Auch ihre Einnahmen wurden immer geringer. Die Tochter eines kleinen Fabrikanten, die bis jetzt regelmäßig gekommen war, verabschiedete sich mit Tränen in den Augen: Ihrem Vater würden die Klavierstunden zu teuer. Dann versuchte Hanna, mit irgendeiner Heimarbeit ein paar Pfennige zu verdienen. Für sich selber wollte sie ja auf alles verzichten. Aber sie merkte, daß es mit der Kraft des Mannes rasch zu Ende ging. Er war zermürbt durch das hoffnungslose Wandern von Tür zu Tür. Den Glauben an sich und seine Kunst hatte er verloren. Längst hatte er sich an letzte, bitterste Erniedrigungen gewöhnen müssen. Er war froh, wenn er in einer warmen Küche sitzen und einen Teller heiße Suppe essen konnte. Wenn man ihm ein Butterbrot anbot, wickelte er behutsam die Hälfte in ein Stück Zeitungspapier, um es seiner Frau mitzubringen.

Und in all dieser Not bedrückte ihn ein lähmender Gedanke. Hanna war in letzter Zeit oft so merkwürdig, so ganz anders als früher. Sie wich ihm aus, wenn er sie umarmen wollte. Ob sie wohl bereute, daß sie an sein enges, notvolles Dasein gefesselt war? Vielleicht dachte sie an irgendeinen anderen, der ihr ein sorgenloses, warmes Heim bereitet hätte und den sie um seinetwillen abgewiesen hatte.

Er durfte sie nicht verlieren. Sie war sein einziger Halt. Ohne sie wäre er längst schon zugrunde gegangen.

Oder war sie krank? Angstvoll erinnerte er sich, daß sie von einer früheren Herzkrankheit erzählt hatte. Natürlich, – ihr zarter Körper war diesen Entbehrungen nicht gewachsen. Ihre Finger waren jetzt immer blaurot. Er mußte wegsehen, wenn sie die zitternden Hände über das spärliche Feuer hielt.

Ein paar wollene Handschuhe würden das nötigste sein. Darauf richtete er nun sein ganzes Interesse. Es war schwer genug, eine solche, seltsame Bitte zu stellen. Wer würde ein Paar Herrenhandschuhe eintauschen gegen eine Zeichnung? Endlich faßte er Vertrauen zu einer freundlichen alten Dame. Er hatte Erfolg.

Schneller als sonst eilte er mit seiner Überraschung die Treppen hinauf. Aber Hanna kam ihm nicht wie sonst ent-

gegen. Die Nachbarin, ein armseliges altes Weiblein, kam jammernd herausgelaufen und berichtete: Sie hätte Hanna ohnmächtig vor ihrem Bett gefunden und sofort den Arzt geholt.

In hohem Fieber und mit furchtbaren Schmerzen lag Hanna. Kaum erkannte sie ihren Mann.

Allmählich erst erfuhr er die ganze Wahrheit. Und brach fast zusammen. Warum hatte sie ihm nichts davon gesagt, daß sie sich Mutter fühlte? Er hätte doch alles getan, um sie von ihrem unseligen Schritt abzuhalten. Es hätte doch sicherlich eine Möglichkeit gegeben, der unterernährten, herzkranken Frau die Schwangerschaft auf erlaubte Art zu nehmen. Nie hätte er geduldet, daß sie selbst einen Eingriff mache. Woher hatte sie denn die Lysollösung, die sie sich eingespritzt hatte? Was wußte sie von der Lage der inneren Frauenorgane?

Er erkannte die schreckliche Gefahr, in der sie schwebte. Er wich nicht von ihrem Bett. Er machte ihr keine Vorwürfe. Er fragte nicht, warum sie geschwiegen hatte. Er mußte helfen. Weiter nichts. Hanna wurde allmählich klarer. Stundenlang sprach sie mit ihrem Mann über alles. Sie bekannte sich mit vollem Bewußtsein zu ihrer Tat. Ein Kind hätte Glück und letzte Erfüllung des Lebens bedeutet. Aber wie konnte sie es austragen? Ihr abgemagerter Körper hätte die Mutterschaft nicht ertragen. Durfte sie ihr Leben, mit dem sie auch ihren Mann aufrecht erhielt, aufs Spiel setzen? Daß sie beide darben mußten, damit hatten sie sich abgefunden. Aber war es erlaubt, ein Kind in dieses Elend hinein zu zwingen, in diese Not, in diesen furchtbaren Hunger? Nein, nein – sie konnte dieses Kind nicht austragen, sie hatte kein Recht auf dieses Kind.

Sollte sie ihrem Mann von all diesen qualvollen Überlegungen erzählen? Nächtelang quälte sie sich mit den widerstreitenden Gedanken, lag mit überwachen, offenen Augen an seiner Seite und zermartete ihr Hirn nach einem Ausweg. Der Mann an ihrer Seite schlief traumlos, hungrig, übermüdet vom endlosen Treppensteigen. Noch hatte er nichts von ihrem Zustand bemerkt. Und sie konnte und wollte ihm nicht neue Sorgen auferlegen.

So setzte sie sich selbst einen bestimmten Tag für den Eingriff. Sie wußte, daß ihr Mann erst gegen Abend heimkommen würde. Bis dahin mußte alles vorbei sein. Später würde

sie es ihm gestehen, später einmal, wenn alles besser war. Und später würde sie ein Kind haben können, wenn die schlimmste Not vorüber sein würde.

Hanna füllte die Spritze mit der Lysollösung. Sie hatte keine rechte Kenntnis, wie sie vorgehen mußte. Hilflos mußte sie nach ein paar ersten Versuchen abbrechen. Dann war sie für ein paar Stunden in einen unruhigen Schlaf gefallen. Plötzlich war sie überwach aufgeschreckt. Es war schon Mittag. Ein Zufall konnte ihren Mann vielleicht früher nach Haus führen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Noch einmal Mut. Ein paar Minuten lang Kraft! Dann war alles gut.

Hanna fühlte den Widerstand ihres Körpers, als sie die Spritze einführte. Das war wohl natürlich, das mußte wohl so sein. Nur noch eine Sekunde, – noch ein paar Zentimeter tiefer, dann war sie am Ziel. Ihre Hand zitterte, aber sie biß die Zähne zusammen. Einen Augenblick schrie sie auf, so entsetzlich war der Schmerz. Dann drückte sie entschlossen den kleinen Gummiball zusammen.

Nach einer Weile wollte sie aufstehen, und die Spuren beseitigen. Aber der furchtbare Schmerz ließ nicht nach. Ihr ganzer Körper befand sich in einem Krampfzustand, der ihren Willen lähmte. Alles drehte sich vor ihren Augen, der Boden wich unter ihren Füßen. Blutend sank sie zusammen.

Dann war der Arzt gekommen. Und nun wußte Hanna genau, wie es um sie stand. Sie war dankbar für jede lindernde Spritze. Aber sie machte sich und ihrem Manne keine falschen Hoffnungen. Vergeblich kämpfte ihr krankes Herz gegen das Fieber, gegen die Bakterien in ihrem Blut. Sie war ruhig. Sie bereute nichts. Sie tröstete den Mann, der am Verzweifeln war.

Acht Stunden dauerte der Todeskampf. Dann brach der Körper in sich zusammen. Wie ein Tier warf sich der Mann über die Tote. Er schrie, er klagte sich laut an, daß er nicht genug Kraft besessen hatte, um seiner Frau dieses entsetzliche Ende zu ersparen. Die Vorwürfe kamen zu spät.

Jetzt wäre es einfach gewesen, sich vor einen Zug zu werfen, das inhaltlose Leben wegzuworfen. Aber ein solcher Tod würde klein und jämmerlich sein gegen die Heldentaten der Toten.

Diese Tat bedeutete für ihn eine Aufgabe, eine Pflicht. Drüben im Atelier stand die leere Leinwand aufgespannt. Seit langem hatte er sie nicht mehr berührt. Jetzt forderte das

furchtbare Ereignis, das bitterste Erlebnis Gestaltung. Es ging nicht um ihn, nicht um Hanna allein. Das grauenvolle Schicksal Tausender von Frauen stand vor ihm.

In dieser Aufgabe fand er sich wieder.

Hanna mußte gerächt werden. Er sah ein großes, forderndes Bild vor sich: das Bild der Frau, die nicht Mutter werden darf. Das Frauenschicksal dieser Zeit. Eine hinreißende, allen verständliche Anklage gegen das Gesetz, gegen diese Welt, gegen diese Gesellschaft, die den Armen immer wieder schuldig macht, und ihn dann der Pein, der Vernichtung überließ.

Er würde der Gestalter von Millionen von Frauenschicksalen sein. Sie würden nicht länger schweigen. Sie würden durch ihn Anklage erheben. Das Grabmal, das er der Toten errichten wollte, war allen Frauen gewidmet. Es war das Grabmal der Unbekannten Frau, deren Anklage nicht weniger grauenvoll war als die der Millionen im Kriege gefallenen Soldatenbrüder, als das Grabmal des Unbekannten Soldaten.

Eine Proletarierin.

In allen Fällen war es denkbar, daß vom formal-juristischen Standpunkt aus eine engherzige, wirklichkeitsfremde Auslegung und damit eine Verurteilung der gepeinigten Frauen erfolgte. Wie aber würde sich das Gericht zu der Geschichte der Frau Rahmer stellen, die als Mutter von elf Kindern sich gegen das Austragen einer zwölften Schwangerschaft gewehrt hatte?

Hier erst kommen wir zum Kern der Sache. Hier nähern wir uns dem eigentlichen Sinn und Inhalt des ganzen Problems...

Der Arbeitslose Rahmer ging seit einem Jahr stempeln. Der älteste, sechzehnjährige Junge war seit zwei Jahren in der Lehre. Alle anderen zehn Kinder wimmelten in der winzigen Wohnung durcheinander.

Jahr um Jahr fast hatte die Frau pflichtgemäß ein Kind aus ihrem zerschundenen, gebrechlichen Leibe herausgequält. So mußte es ja wohl sein. Der Pfarrer hatte doch immer erzählt, daß Kinder eine Gabe Gottes seien. Und beim elften, dem kleinen Wilhelm, hatte doch sogar der Herr Lehrer Pate

gestanden und einen echt silbernen Kaffeelöffel geschenkt.

Aber was gab es denn für den kleinen Wilhelm auszulöffeln? Da hätte erst einmal jemand für die Milchsuppe sorgen müssen. Frau Rahmer war oft nicht in der Lage, ihren Kindern auch nur ein paar Scheiben trocken Brot zu geben.

Und nun fühlte sie sich schon wieder Mutter. Das konnte doch keine Gabe Gottes sein. Elf Kinder stritten sich um die ungeschälten Kartoffeln, elf hungrige Mäuler fielen über die eine einzige Schüssel her. Wo sollte ein zwölftes Platz finden? Es war doch undenkbar, daß ein von vernünftigen und fühlenden Menschen gemachtes Gesetz sie zu diesem zwölften Kind zwingen konnte!

Frau Rahmer ging zum Arzt.

Bei der Untersuchung zeigte sich zwar, daß ihr Körper hinfällig und nicht allzu kräftig war. Aber es bestand keine ausgesprochene Krankheit, kein deutliches Leiden, das eine Unterbrechung medizinisch hätte notwendig erscheinen lassen. Es war sogar festzustellen, daß dieser armselige Frauenleib durch das langjährige Gebürgeschäft widerstandsfähig und hart erschien.

Aber härter noch war der Wille dieser Frau, gewachsen in elf Schwangerschaften, gestählt am Hunger ihrer elf Kinder. Und dieser Wille kannte diesmal, beim Herannahen eines zwölften, nur ein unbeugsames, unabänderliches Nein. Sie wollte das Kind nicht. Und sie würde es nicht austragen. Um der elf anderen willen mußte das zwölfte beseitigt werden.

Aber das Gesetz kümmerte sich nicht um diese elf anderen Kinder. Das Gesetz verlangte die zwölfte Mutterschaft unter allen Umständen. Frau Rahmer mußte, mußte gebären, solange ihr Leib nicht siech und zerbrochen genug war, um an einer zwölften, dreizehnten, vierzehnten Schwangerschaft von selbst zu zerbrechen...

So sagte das Gesetz. Und so mußte der Arzt, gemäß dem Gesetz, entscheiden. Schweigend hörte die Frau sich diese Entscheidung an. Sie begriff, daß jedes menschliche Verstehen, jedes Mitleid mit ihrer Not verboten war. Sie begriff die Unmöglichkeit ärztlicher Hilfe. Da bat sie nicht lang, sie flehte nicht, sie weinte nicht. Mit starrem, entschlossenem Gesicht ging sie hinaus.

In diesen Minuten war aus der kleinen zerbrechlichen Frau, der anspruchslosen Dulderin, eine selbstbewußte Kämpferin um ihr ureigenes Recht geworden.

Bewußt ging sie auf das Ziel los, das ihr durch einen Gesetzesparagrafen versperrt war.

Zwei Tage später wand sich ihr Körper in furchtbaren, selbstgeschaffenen Qualen. Frau Rahmer lag in der Küche, die zugleich Wohnraum und Schlafraum war. Neben ihr krochen vier kleine, zerlumpfte Kinder schmutzig und hungrig umher. Sie lärmten und bettelten um ein Stück Brot, um eine Kartoffel. Sie ahnten nicht, von welchem grauenvollem Tode ihre Mutter in diesem Augenblick bedroht war.

Neben dem Bett lag noch die alten, rostige Spritze, die Frau Rahmer von einer Nachbarin entliehen hatte. Sie selbst hatte sich die Seifenlösung bereitet, die sie mit unkundiger Hand sich in den Leib gejagt hatte. Nun zitterte sie unter Fieberschauern und zuckte halb verblutet in furchtbaren Schmerzen.

Der Mann saß neben ihr und hielt in ohnmächtigem Zorn den Kopf der gequälten Frau mit seinen geballten Fäusten. Er sagte kein Wort. Aber in seinen Augen stand eine glimmende, böse Wut, die zu allem bereit war, wenn dieser aufgetriebene, schmerzdurchwühlte Frauenkörper nicht wieder gesunden würde.

Er begleitete seine Frau nicht, als sie in ein Krankenhaus zur Operation gebracht wurde. Aber sein Haar wurde grau, sein Gesicht alt und zerfallen in den Tagen qualvollsten Wartens, bis er endlich die Gewißheit hatte, daß die Mutter wieder zu ihren Kindern zurückkehren würde. Aber die geballten Fäuste lösten sich nicht. Sein Gesicht blieb unverändert starr, besessen, tierhaft böseartig.

Denn nun würde bald diese für immer siech gewordene Frau auf die Anklagebank kommen. Dann würde er vor sie hintreten und sie schützen müssen. Dann würde er nicht mehr schweigen. Dann würde er Fragen stellen. Dann würde er seine Anklagen denen ins Gesicht schleudern, die keine rostige Spritze brauchen, um ein zwölftes Kind abzutreiben.

Mit ruhiger, sachlicher Amtsmiene, mit ungerührter Stimme hat der Untersuchungsrichter die Daten auch dieses Falles verlesen, zur Kenntnis genommen, protokollieren lassen.

Es ist eben für ihn ein Fall, wie alle anderen auch.

Vielleicht war es naiv, zu erwarten, daß wenigstens dieser, wenigstens ein so krasser und unzweideutiger Fall ihn stutzig und nachdenklich machen würde.

Mit keinem Wort hat er dergleichen zu erkennen gegeben. Denn das Gesetz erkennt ja keine sozialen Gründe an, die eine Unterbrechung rechtfertigen.

Und mit einem Male sehe ich den ganzen Widersinn dieser Verhöre, dieser Gesetze, dieser Verfahren ein:

Wer sind denn die Menschen, die über eine solche arme Frau zu Gericht sitzen? Haben sie schon einmal hungernd vor der Auslage einer Bäckerei gestanden und auf ein Brot gestarrt, das sie nicht kaufen konnten? Mußten sie sich vielleicht jeden Tag oder jeden zweiten auf einem Arbeitsamt melden und ihr Stempelgeld in Empfang nehmen? Konnten sie sich überhaupt in die Gefühle einer Mutter hineinversetzen, die mit ansehen muß, wie ihre elf Kinder nach Essen schreien – und die zugleich ein zwölftes Leben in ihrem unselig fruchtbaren Leibe wachsen fühlt?

Notstand.

Vor diesen Schicksalen, vor diesen „Fällen“ gibt es keine Erklärungen mehr, keine Ausflüchte, keine hohen ethischen oder moralischen Ideale, mögen sie heißen wie immer, deren Verteidigung den Vorwand zur Aufrechterhaltung des geltenden Gesetzes abgeben könnte.

Auf den früheren Blättern ist eine lange Reihe von Schicksalen erzählt worden, in denen das persönliche Erlebnis, irgendein äußerer Zwang, ein Konflikt, der Leben, Gesundheit, Arbeit, Glück bedrohte, den Ausschlag gab für den Entschluß, die Mutterschaft abzulehnen. Bei gerechtem Nachdenken müßte jeder dazu kommen, ihnen allen, jeder einzelnen von ihnen, die Berechtigung ihres Handelns zuzugestehen. Aber über die Geschichte der Frau Rahmer muß man, so scheint es wenigstens mir, gar nicht erst nachdenken. Da gibt es keinen Zweifel, keine Diskussion.

Hier liegt ein Notstand vor.

Wir haben in diesen aufgeregten Zeiten oft vom Begriff des staatlichen Notstandes reden hören. Alle möglichen Maßnahmen, Notverordnungen, überstürzten Eingriffe werden durch diesen Begriff gerechtfertigt oder wenigstens entschuldigt.

Aber einen Notstand des einzelnen wollen Gesetz und offizielle gesellschaftliche Anschauung bis heute durchaus

nicht anerkennen. Und – ein solcher Notstand besteht, immer weitere Kreise erliegen ihm. Jeder, der davon betroffen wird, handelt danach, muß danach handeln. Denn es geht ums Leben, um die nackte Existenz. Niemand wird sich freiwillig, sehenden Auges ersticken und abwürgen lassen, – und sei es durch ein Gesetz!

Eine der bösartigsten Folgen des Paragraphen gegen die Abtreibung ist die, daß sich seine Schärfe von jeher beinahe ausschließlich gegen Angehörige der armen Stände, gegen Proletarierinnen richtete.

Schon vor Jahren wurde geschätzt, daß von den jährlich in Deutschland bestraften Frauen ein ganz geringer Bruchteil, höchstens vier bis fünf Prozent, aus wohlhabenden Kreisen stammte.

Inzwischen ist die allgemeine Verelendung reißend fortgeschritten. Und damit werden immer neue Massen von Frauen zu Proletarierinnen. Früher geltende Anschauungen verblassen und wandeln sich. Aus der schmutzigen, bürgerlichen Heimlichkeit, der schmachvollen Umgehung des Gesetzes wird der offene Anspruch auf ein Menschenrecht, wird die immer lautere Forderung nach Änderung des Gesetzes.

Es scheint unmöglich, daß wir die alte, liberalistisch-lebensbejahende Stellung zum Dasein noch einmal bekommen, die – unter anderem – hinter dem Paragraphen steckt, der jedes werdende Leben unbedingt schützen will. Krieg, Not, Arbeitslosigkeit, Dauerkrise – wir haben eine zu gründliche Schule des Zweifels, des Pessimismus durchgemacht. Wir sind zu erfahren. Das Dasein ist für eine immer noch zunehmende Mehrheit kein Geschenk mehr, sondern eine Last. Es steht zu hoffen, daß eine andere Ordnung der Dinge diese tödliche Erkenntnis in befreiende Tat umsetzt. Unter den heutigen Umständen würde es jedenfalls keinem Dichter erlaubt sein, das Dasein an sich als „süße, freundliche Gewohnheit“ zu feiern.

Anhänger der Abtreibungsstrafe kommen gern mit dem Argument: Man dürfe kein werdendes Leben vernichten, weil es „unschuldig“ sei, weil es noch gar keine Möglichkeit gehabt habe, Stellung im Leben und zum Leben zu nehmen. Aber ist nicht die Frage tiefer gestellt: Ob es erlaubt ist, in diese Welt ein unschuldiges Leben ungefragt hineinzustellen, wenn man nicht alle Gründe für und gegen genau abgewogen hat?

Das Austragen eines Kindes bedeutet heute für die Eltern

eine schwerere Verantwortung als jemals. Und dessen sind sich die meisten Frauen, die eine Mutterschaft ablehnen, genau bewußt. Sie nehmen für diese Verantwortung nicht nur den Konflikt mit dem starren Gesetz auf sich, sondern vor allem den bitteren Kampf mit sich selbst, mit ihrem Körper, mit ihrer Natur.

Was bedeutet es denn, daß so viele Frauen durch die unrichtigen, unhygienischen, menschenunwürdigen Methoden der heutigen, heimlichen Abtreibung siech werden oder ganz zugrunde gehen? War dies Leiden, dies Sterben ein Verbrechen? Oder war es nicht ein Opfer, das sie ihrer Einsicht, ihrer tieferen Pflicht gegenüber brachten? Wären sie nicht Verbrecherinnen geworden, wenn sie gegen diese Einsicht und Verantwortung die Mutterschaft ausgetragen hätten?

Nicht oft genug kann ich, gerade nach meinen Hunderte von Malen wiederholten ärztlichen Erfahrungen, wiederholen: Für jede Frau bleibt es ein unerhört schwerer, schmerzlicher Entschluß, ihrem Körper aus solcher Überlegung heraus die letzte Erfüllung zu versagen. Handeln denn alle die Hunderttausende, die sich jährlich dieser lebensgefährlichen Operation unterziehen, leichtsinnig und frivol? Wagt man zu behaupten, daß sie alle Mörderinnen, Verworfenne, Ausgestoßene der Gesellschaft sind? Daß sie alle zu feige seien, die Folge einer Liebesstunde zu tragen?

Oder soll man „die Zeit“, die Entwicklung, das „moderne Leben“ anklagen – oder sonst irgendeinen nebelhaften Begriff? Darf man ins Blaue hinein behaupten, es habe sich das Verantwortungsgefühl des heutigen Menschen geschwächt? Nein, – die Form und der Inhalt dieses Verantwortungsgefühls haben sich verändert. Gewiß, die Frau hat eine größere Selbständigkeit des Handelns errungen. Berufsleben und Wirtschaftskampf zwingen sie in manche Anschauungen hinein, die ehemals ausgesprochen männlich galten. Aber die veränderte Stellung zur Zwangsmutterschaft beruht deshalb nicht auf einer leichtfertigen Vermännlichung. Solche Erklärungen sind Phrasen ohne Inhalt.

Damit ist nichts gesagt, nichts erklärt, nichts abgetan.

Ein paar hundert Fälle gingen durch die Hände des Untersuchungsrichters. Manchmal schien es mir, als wolle er eine Andeutung machen über diese erschreckende Fülle der offenbaren Gesetzesverletzungen.

Aber draußen, im Leben, da sprechen ganz andere Zah-

len, – Millionenziffern gegen den Unsinn eines Paragraphen, der ein Volk zu Verbrechern macht.

Aus diesen Millionen werden ganz wenige herausgegriffen und abgeurteilt. Und nicht Gründe der Gerechtigkeit bestimmen solche Auswahl, sondern irgendwelche unwürdigen Zufälle: persönliche Verwicklungen, Denunziationen, Klatsch, Neid, Gehässigkeit.

Nicht zuletzt diese blinde und schmachvolle Ungerechtigkeit zwingt dazu, das Gesetz zu revidieren. Es kann gar nicht befolgt werden, deshalb muß es fallen.

Fiat justitia, pereat mundus – mag die Welt zugrunde gehen, wenn nur das Recht bestehen bleibt, – dieser alte römische Satz klingt sehr hoch und stolz und großartig. Er mag für das Handeln des einzelnen oftmals gelten, – das Leben der Völker, die Entwicklung der Welt kümmert sich nicht darum. Sie geht nicht zugrunde, weil ein Gesetz sie aufhält.

Hunderttausende, Millionen von Frauen, – die Frau wird durch das Gesetz zur Verbrecherin gestempelt. Und es ist wahr, daß sie mit der Abtreibung ein Verbrechen begeht. Aber nicht gegen den Staat und die Gesellschaft. Sondern gegen sich selbst. Gegen ihren Körper. Dieses Verbrechen aber hat nur deshalb einen so unheimlichen, verderblichen Umfang angenommen, weil eine gerechte, vernünftige Regelung der Geburten auf andere Weise mit allen Mitteln verhindert wird.

Milderungen sind nutzlos!

Aber die Zeit der Gleichgültigkeit und des Ausweichens geht zu Ende. Das unsinnige und ungerechte Gesetz verliert von Tag zu Tag mehr seine Gültigkeit.

Überall kündigt sich die Änderung an. Auch diejenigen, die noch gewisse Bedenken weltanschaulicher oder wissenschaftlicher Art gegen eine völlige Freigabe der Geburtenregelung haben, können sich der Einsicht nicht verschließen, daß der heutige, anarchistische Zustand nicht länger dauern darf. Wer nicht absichtlich die Augen vor den Kämpfen und Nöten dieser Tage verschließen will, muß sich in einer so lebenswichtigen Frage zu einer Antwort bekennen.

Insbesondere gilt das für die Ärzteschaft. Sie wird durch das unausweichliche Problem der Zwangsmutterschaft tief

beunruhigt und aufgewühlt. Denn dies Problem hängt eng mit den grundsätzlichen Anschauungen über den ärztlichen Beruf und seinen Sinn zusammen. Dabei befindet sich der Arzt in der gewiß schwierigen Lage, daß er dem geltenden, noch geltenden Gesetz Rechnung tragen – und doch zugleich als erster neue Wege gehen muß. Seine Erkenntnis, seine Arbeit, seine „Praxis“ ist es ja, die wissenschaftlich und praktisch-medizinisch den Anstoß für die tatsächliche Änderung geben muß. Das ist ein böses Dilemma. Aber keiner kann sich ihm entziehen. Jeder muß Farbe bekennen.

Vorläufig behelfen sich die meisten Ärzte so gut, wie es eben im Rahmen der noch bestehenden Gesetze möglich ist. Aber die Wirklichkeit hat ja längst entschieden, – nicht nur die grauenvolle Wirklichkeit des allgemeinen Leidens, sondern gerade auch die tatsächliche Entwicklung der ärztlichen Tätigkeit auf diesem Gebiete.

Der Arzt war einfach gezwungen, sich den veränderten Anschauungen und Anforderungen anzupassen, ob er wollte oder nicht. Andersfalls wären noch viel mehr Frauen dem Kurpfuscher oder der weisen Frau in die Arme getrieben oder zur lebensgefährlichen Selbstabtreibung gedrängt worden. Die Folge dieser Zwangslage des Arztes ist die allmähliche Erweiterung des Indikationsbegriffes in den beiden letzten Jahrzehnten. Vergleiche zwischen den entsprechenden Diagnosen von 1910 und 1930 würden eine allgemeine, erstaunliche Wandlung der Begriffe ergeben. Man braucht aber auch nur die aufeinanderfolgenden Beschlüsse der Ärztekammern zu vergleichen: lauter Rückzugsgefechte vor den Notwendigkeiten des wirklichen Lebens!

Aus alledem ist leicht zu erkennen, daß es eine hundertprozentige Gültigkeit des Gesetzes in seinem Wortlaut schon lange nicht mehr gibt. Dem hat auch die Justiz Rechnung tragen müssen. Ganz zweifellos hat sich die Praxis der Urteilsprechung in vielen Fällen ebenso gewandelt, wie die medizinische. In den letzten Jahren hat es einige Entscheidungen in Abtreibungsfällen gegeben, die noch vor einem Jahrzehnt undenkbar gewesen wären. Auch bei den Richtern setzt sich allmählich die Erkenntnis durch, daß bei einer strengen Anwendung des Gesetzes ein großer Teil des Volkes auf die Anklagebank gehören würde.

Aber diese durch die Umstände erzwungene Milderung bedeutet gar nichts. Sie ist nicht einmal, wie manche meinen,

der erste Schritt zur allgemeinen Besserung. Im Gegenteil. Eben diese allgemeine Unklarheit und Unsicherheit der Anschauungen, dieses halbe und feige Ausweichen hat einen unerträglichen Zustand geschaffen. Abtreibungsprozesse sind ein Lotteriespiel geworden. Über die ernstesten, gefährlichsten Fragen des Einzeldaseins und des Gesamtlebens entscheidet nicht das Recht, sondern die mehr oder weniger große Geschicklichkeit, die Härten und Klippen des Rechts zu vermeiden!

Deshalb ist es eine außerordentliche Kurzsichtigkeit, wenn manche Ärzte sich damit zufrieden geben, daß heute doch eine immerhin weitherzigere Auslegung des Indikationsbegriffes erreicht sei, und daß später alles so oder so, besonders bei einer erhofften Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage, ins Lot kommen würde. Mit Teilrevisionen ist hier nichts getan.

Es ist ausgeschlossen, durch ein mehr oder weniger geschicktes Jonglieren mit Begriffen sich vor der Beantwortung der großen Frage zu drücken. Mag man die medizinische und die soziale Indikation auf noch so erklügelte und geschickte Art miteinander mischen, – das Problem wird dadurch nicht erledigt.

Je schlimmer es bei der wachsenden Not, der Arbeitslosigkeit, den unerträglichen Wohnbedingungen mit der allgemeinen Gesundheit steht, desto mehr wird die Grenze zwischen den beiden Arten der Indikation verwischt. Die soziale Not ist einfach zugleich die medizinische. Ist Unterernährung ein soziales oder ein medizinisches Übel? Bedeutet das Zusammenwohnen mit sieben Personen in einem winzigen Raum noch ein wirtschaftliches oder schon ein medizinisches Argument gegen das Austragen der Schwangerschaft?

Ich habe den Fall der Frau Rahmer erzählt, die elf Kinder hatte und die zwölfte Schwangerschaft ablehnte. Wer darf es wagen, hier noch eine säuberliche Scheidung zwischen medizinischer und sozialer Notlage vorzunehmen?

Im Prozeß gegen einen Arzt in einer kleinen, mitteldeutschen Industriestadt sind Dutzende solcher Fälle vor Gericht zur Sprache gekommen. Meist handelt es sich dort um arme Bergarbeiterfrauen, die acht, zehn, zwölf und noch mehr Kinder hatten. In der Verhandlung traten mehrere der ersten deutschen Frauenärzte als Sachverständige auf und betonten nachdrücklich, daß in diesen Fällen soziale und sogar

rein eugenische Überlegungen den medizinischen gleichzusetzen und mit ihnen zu verbinden seien. Es wurde dort gesagt, daß die einfache Rücksicht auf die Volksgesundheit ein solch blindes und massenhaftes Gebürgeschäft verbiete. Der angeklagte Arzt wurde dann auch freigesprochen.

In diesem Falle also siegte die Vernunft. Armut und Arbeitslosigkeit wurden als Krankheiten des Volksganzen und des einzelnen anerkannt. So schuf man sich die Möglichkeit, sie als gewissermaßen doch medizinische Indikation gelten zu lassen. Und das Gesetz war wieder einmal gerettet.

Dieser Fall ist außerordentlich bezeichnend. Er kennzeichnet die Verschiebung und Durchlöcherung der juristischen Begriffe, die gerade auf diesem Gebiet so verderblich ist. Diese Scheinlösungen dürfen von keinem Arzt hingenommen werden. Wir müssen auf eine reinliche und grundsätzliche Entscheidung hinarbeiten.

Es ist gar kein Zweifel, daß die Stellung vieler Ärzte gegen eine Aufhebung oder Milderung des gesetzlichen Abtreibungsverbotcs aus den schiefen, unsauberen Zuständen der letzten Jahre zu erklären ist. Es gibt moralisch streng Denkende unter ihnen, die von einer tiefen Verachtung dieser geistigen und begrifflichen Halbheiten erfüllt sind und deshalb, sehr ungerecht, eine rigorose Beibehaltung des Gesetzes fordern. Selbst der schon genannte Grotjahn, der Zeit seines Lebens für gewisse Milderungen des Paragraphen eingetreten ist, sagte kurz vor seinem Tode noch: „Der überaus dehnbare, letzten Endes auf fast jeden Fall passende Begriff der Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse kann nur schlecht zur Abgrenzung einer Indikation dienen, vermag aber jeden Mißbrauch zu decken.“

Hier scheiden sich die Geister.

Weil das Bestehen eines unmöglichen, lebensfeindlichen Gesetzes unaufhörlich Mißbräuche und Umgehung schafft, wünschte Grotjahn die Wiederherstellung eines etwas veränderten, doch klar umrissenen, unbeugsamen Strafparagraphen.

Weil wir glauben, daß kein noch so veränderter Paragraph sich gegenüber der Not, der allgemeinen Zwangslage behaupten kann, – weil wir wissen, daß jeder Strafparagraph nur neues Elend bringen kann, treten wir für eine gänzlich neue Regelung mit völliger Straffreiheit ein.

Die wahren Hintergründe.

Es gibt keine absolute moralische Begründung, die ein Gesetz ewig und unabänderlich machen kann. Gesetze sind von Menschen für Menschen gemacht und müssen sich mit ihnen wandeln.

Das Gesetz der Zwangsmutterschaft ist – das wurde hier schon ein paarmal gesagt – vor allem von Männern gemacht und vertritt sehr deutlich politische und wirtschaftliche Interessen. Wenn also heute eine Änderung dieses Gesetzes immer lauter und von immer mehr Menschen, Frauen wie Männern, verlangt wird, so darf man fragen: Welche Gründe, welche Interessen stehen denn einer Aufhebung der Abtreibungsstrafe eigentlich noch im Wege?

Der unbedingte Schutz jeder Mutterschaft wurde und wird von drei Seiten gefordert:

Der Staat und die Wirtschaft, die Industrie, wünschen, jeder aus anderen Gründen, eine uneingeschränkte, möglichst große Vermehrung der Geburten, eine beständige Auffüllung des „Menschenmaterials“.

Und die Kirche machte sich bei der Verteidigung der Ungeborenen im Mutterleibe zum Anwalt ihrer Seelen, ihrer ewigen Seligkeit und brandmarkte die Abtreibung als einen Mord.

Staat.

Was zunächst den Staat anlangt, so ist der Streit darüber, wie weit seine Befugnisse ins Leben des Einzelnen reichen sollen und dürfen, gerade heutzutage außerordentlich rege und im ganzen noch völlig unentschieden. Er bemächtigt sich vieler Gebiete, um die er sich früher nicht gekümmert hat, und gibt andere auf. Sehr verschiedene Staatstheorien bekämpfen einander. Seine Verfügungsgewalt über den Einzelmenschen ist jedenfalls sehr umstritten.

Wozu wünscht er sie? Warum bestreitet er dem Individuum ein so ursprüngliches Recht, wie das auf den eigenen Körper? Natürlich vor allem aus militärischen Gründen. Ihr müßt Kinder zeugen, denn der Kaiser braucht Soldaten, – das war ein höchst simpler und einleuchtender Kausalzusammenhang, der jedermann geläufig ist.

Ist aber diese Forderung heute eigentlich noch so selbstverständlich und notwendig? Man erzählt uns doch fortwährend davon, wie verändert das Gesicht des Zukunftskrieges sein würde. Selbst wenn man also jegliche politische Einstellung für oder gegen einen Krieg bei unserer Beurteilung außer acht ließe, – wozu wird man die unbegrenzten Menschenmassen in einem solchen Kriege denn noch brauchen? Er würde ja doch die Aufgabe kleiner, spezialisierter Technikertruppen sein. Wozu also dennoch das Interesse des Staates am Gebärzwang?

Die Antwort darauf geben gewisse Gesetze in Staaten wie Italien oder vor allem Frankreich. Dort wird bekanntlich die Totalmobilmachung der ganzen Nation vorbereitet. Das ganze Land bis zum letzten Bewohner wird als ungeheuerer kriegsmäßige Einheit, als Kraftreserve, als „potentiel de guerre“ angesehen. Nicht nur die kriegswichtigen Betriebe, – die ganze Wirtschaft und Industrie, überhaupt das Gesamtvolk wird zum strategischen Instrument, zum militärischen Organismus. Die technische Truppe ist lediglich das Angriffsorgan des ungeheueren wehrhaften Körpers.

Mit einem Wort: Das Hinterland der Vernichtung kann denen, die Vernichtung wollen, gar nicht groß genug sein. Bei solchen Anschauungen versteht es sich fast von selbst, daß immer neue Menschenmassen gewünscht werden – und sei es auch nur als Opfer ...

Übrigens sind vorläufig die Ansprüche des Staates an jedem seiner Bürger doch noch recht verschieden. Rußland verlangt sicherlich ein hohes Maß von kollektiver Bereitschaft. Dennoch billigt diese Diktatur zum Beispiel dem Individuum ein weitergehendes Recht auf den eigenen Körper zu, als die westlichen Demokratien, die auf der Idee der allgemeinen Menschenrechte beruhen oder zu beruhen vorgeben ...

Wirtschaft.

Was für ein Interesse aber hat die Wirtschaft, die heutige Industrie denn an der Zwangsmutterschaft? Begeht sie nicht einen Denkfehler, wenn sie so unverhohlen die unbeschränkte Vermehrung jener „industriellen Reservearmee“ fordert, die in besseren Zeiten einer Konjunktur so eng mit dem Wesen und Funktionieren unserer ökonomischen Weltordnung

verbunden ist? Heute sieht die Sache doch anders aus. Immer neue Menschenmassen werden in die Welt der Krise, des Arbeitsmangels, der Absatzlosigkeit hineingeboren, hineingepumpt. Und das bedeutet doch nichts anderes als eine fortwährende Verschärfung und wohl schon eine Verewigung der Arbeitslosigkeit, solange diese Wirtschaftsordnung mit all ihren Fehlern, ihrer schlechten Verteilung, ihrer mangelhaften Planung, ihrer unbedachten Überterrationalisierung in einer Dauerkrise dahinvegetiert.

Müßte also nicht eigentlich den sogenannten Führern der Weltwirtschaft daran gelegen sein, den blinden Zustrom von immer neuen Menschen abzdrosseln? So sachlich denken sie leider nicht. Immer noch sind sie optimistisch. Immer noch glauben sie an einen plötzlichen, nahen oder ferneren Wiederaufschwung. Der Glaube an ein solches Wunder liegt einfach im Wesen der Menschen begründet. Der heutigen Welt ist der Wunsch nach möglichst zahlreichen Proletariern angeboren, einerlei, ob sie mit ihnen etwas anfangen, ob sie für sie auch nur notdürftig sorgen kann. Sie erstickt schon fast am Warenüberfluß bei allgemeinem Absatzmangel. Dazu kommt nun noch der Überfluß an Menschen, deren Existenz herbeigeführt wird, – nachher aber in keiner Weise mehr ausgenutzt oder auch nur hinreichend unterstützt werden kann.

In dieser Situation zeigt sich, in welchem Maße überholte und veraltete Ideologien imstande sind, die natürliche Entwicklung aufzuhalten. Die Führer der kapitalistischen Welt werden die Geister, die sie riefen, nicht mehr los. Vergebens beschwören sie den übermächtigen Schwall der Herandrängenden mit jahrzehntealten Formeln, die sich als falsch erweisen.

Manches heute noch geltende Gesetz ist weiter nichts als die Form einer solchen abgestorbenen Ideologie, die sich gegen ihre Verfechter selbst und gegen das ganze Lebensgefüge wendet. Und ein Stück davon ist auch der Paragraph gegen die Abtreibungssünde, – die eben heute eigentlich gar keine Sünde, sondern eine bittere Notwendigkeit ist.

Aber das verstehen vorläufig erst die, welche am eignen Leibe unter diesem Zwiespalt leben müssen.

Kirche.

Ein schwieriges Kapitel ist die Stellung der Kirche. Sie ist in mancherlei polemischen Schriften untersucht worden. Da ich hier keine grundsätzliche Debatte führe, kann ich mich auf wenige Bemerkungen beschränken.

Die Meinungen der offiziellen „Religionen“ zu dem Problem der Geburtenregelung sind schon lange nicht mehr einheitlich. Daß man sich in kirchlichen Kreisen ganz allgemein gegen eine vernünftige Freigabe der Abtreibung wendet, hängt damit zusammen, daß man dort ziemlich willkürliche Anschauungen über die Seele, über das tatsächliche Leben des Ungeborenen im Mutterleib sich zu eigen gemacht hat und diese Anschauungen verbissen verteidigt.

Die katholische Kirche hat, was diese Frage angeht, im Laufe der Jahrhunderte eine ganz erhebliche Wandlung und Entwicklung ihrer Begriffe durchgemacht. Sie ist manchmal vor den Ansprüchen der Wirklichkeit ein wenig zurückgewichen, dann wieder vorgestoßen. Das letzte Dokument, die bekannte, am 1. Januar 1931 verkündete Enzyklika über die „keusche Ehe“, bedeutet allerdings einen Vorstoß von erschreckender Weltfremdheit und Weltfeindschaft, eine Provokation in dieser Zeit der Not und Unzulänglichkeit auf jedem Lebensgebiet.

In diesem Rundbrief wird entschieden bestritten, daß die Ehe eine Institution des menschlichen Zusammenlebens und deshalb in ihrer Wirksamkeit überhaupt menschlichen Überlegungen unterworfen sei. Als eine göttliche, unantastbare Einrichtung steht sie über allen vernunftgemäßen Schlüssen. Sie ist, wie immer sie sich auswirken mag, ein Sakrament. Ihr einziger Zweck ist das Kind. So hat Gott es gewollt. Und wer daran auch nur herumdeutelt, macht sich schon der Todsünde schuldig.

Merkwürdig genug hören sich die Sätze an, mit denen dies für alle Katholiken der Erde bindende Dokument die heutigen Notstände erwähnt oder, besser gesagt, um sie herumredet. Es heißt da: „Tief erschüttern uns auch die Klagen der Eheleute, die unter dem Druck bitterer Armut kaum wissen, wie sie ihre Kinder aufziehen sollen. Aber trotzdem muß man sich davor hüten, daß nicht die verhängnisvolle Vermögenslage Anlaß zu einem noch verhängnisvolleren Irrtum wird. ... Es sind keine Verhältnisse denkbar, unter denen die

Gatten nicht mit Hilfe der göttlichen Gnade ihrer Pflicht treu bleiben und die eheliche Keuschheit von jedem entehrenden Makel rein bewahren könnten.“

Bei allem Respekt vor der geistigen Kraft einer so alten und erfahrenen Institution, wie es die katholische Kirche ist: So können nur Männer reden und schreiben, die niemals die Fülle des grauenhaften Elends aus nächster Nähe gesehen haben, das sich jedem Arzt an jedem Tage seiner Arbeit aufdrängt.

Noch schlimmer beinahe sind die krassen und wirklichkeitsfeindlichen Bemerkungen, die in der Enzyklika zur Frage der Indikationen gemacht werden. Selbst den heutigen, mühselig und unter hunderterlei Kompromissen erreichten, unvollkommenen Zustand möchte die Kirche wieder rückgängig machen. Sie spricht von den „sogenannten“ Indikationen. Auch die rein medizinische Indikation wird rundweg abgelehnt! Die Enzyklika findet einige allgemeine und blasse Worte über die tödlichen Gefahren, die jeder Mutter für die Gesundheit und für das Leben entstehen können. Dann aber betont sie, viel klarer und viel eindeutiger, das Lebensrecht des Ungeborenen: das Menschenrecht eines sich bildenden, biologisch völlig unselbständigen Körpers im Frauenleibe, als dessen Produkt und allenfalls Organ ja der Fötus bis zu einem gewissen Zeitpunkt einfach zu gelten hat. Und die Kirche behauptet schlechtweg: „Ein Notstandsrecht, das bis zur direkten Tötung eines Schuldlosen reicht, gibt es nicht.“ Daran schließen sich dann außerordentlich bösartige, aufhetzende Mahnungen an die „Staatenlenker und Gesetzgeber“, nur ja in ihrem Eifer bei der Bestrafung solcher Frauen nicht nachzulassen, die sich das Recht über ihren eigenen Körper nehmen...

Von seiten der Kirche ist also Einsicht und Hilfe im Kampfe um eine menschenwürdige Regelung der Mutterschaft kaum zu erwarten. Von ein paar erfreulichen Ausnahmen in angelsächsischen Ländern abgesehen – wo jedenfalls in der Frage der Vorbeugung und Geburtenregelung sehr einsichtige und vernünftige Stimmen von Geistlichen laut geworden sind –, ist die Anschauung auch evangelischer kirchlicher Kreise ebenso starr und weltfremd wie die der katholischen. Alle Sonntage predigen auf Hunderten und Tausenden von Kanzeln Pfarrer gegen die, wie sie meinen, leichtfertige Sünde der Abtreibung und gegen den vermesse-

nen Anspruch des Menschen, die Funktionen seines Körpers selbst zu regeln.

Wissenschaft.

Der Arzt, der es mit seinem Beruf ernst meint, wird sich durch alle diese Stimmen in seinen Anschauungen nicht bestimmen lassen. Für ihn gilt die praktische Erfahrung, bei der er freilich die Stimme der Forschung, der Wissenschaft mit berücksichtigen muß.

Nun befindet sich aber die Wissenschaft der Geburtskunde und Geburtshilfe gerade durch die Frage der Regelung und Einschränkung zur Zeit in einer tiefen Krise. Die Meinungen über die Erlaubtheit der Abtreibung zum Beispiel gehen bei führenden Gelehrten weit auseinander. Überall erheben sich Stimmen für und gegen eine Milderung oder Abschaffung der gesetzlichen Vorschriften. Wenn heute ein paar hundert Ärztinnen einen flammenden Aufruf gegen die unerträglichen Bedrückungen durch den Paragraphen veröffentlichen, so folgt morgen ganz gewiß eine Kundgebung von einigen Dutzend anderer Kolleginnen. Dabei spielen leider nicht nur medizinische, sondern sehr häufig weltanschauliche, religiöse und sogar rein und offen politische Erwägungen eine große Rolle.

Man braucht nur die Protokolle und Beschlüsse verschiedener deutscher Ärztevereinigungen und Ärztekammern aus einem einzigen Jahre durchzusehen und die Veröffentlichungen in den Fachzeitschriften zu vergleichen, um zu erkennen, wie schwer, wie unmöglich es für den einzelnen Arzt ist, sich objektiv nach einer allgemein gültigen wissenschaftlichen Ansicht zu informieren.

Diese ganze Unsicherheit hängt natürlich zusammen mit der Unsicherheit von oben her, mit der Durchlöcherung eines Gesetzes, das vorläufig noch gilt. Deshalb ist es auch aus rein berufspolitischen Gründen dringend nötig, daß der Staat endlich die Konsequenzen zieht und sein Gesetz revidiert.

Vielfach ist noch die Meinung verbreitet, es sei eine ernst zu nehmende, wissenschaftlich zu rechtfertigende Methode der Abtreibung – um von ihr zuerst zu sprechen – überhaupt nicht vorhanden. Weil die Unterbrechung in Deutschland, unter dem herrschenden Gesetz, im wesentlichen eine gehei-

me, dunkle und unwürdige Tätigkeit ist, lernen viele Ärzte die neuesten, ungefährlicheren und hygienischen Methoden der Unterbrechung gar nicht oder nur unvollkommen kennen.

Daß eine staatlich geregelte, in öffentlichen Kliniken unter schärfster wissenschaftlicher Kontrolle ausgeübte Unterbrechungsmethode für die Frauen nahezu gefahrlos ist, das wird bewiesen durch das Beispiel Rußlands.

Bekanntlich ist in Sowjetrußland die Abtreibung gesetzlich geregelt. Sie ist in die Hände der Ärzte gelegt, die sie in öffentlichen Instituten ausführen. Pfuscherei und Abtreibungswucher aber werden unnachsichtig verfolgt.

Aus dieser gesetzlich geregelten Praxis hat man nun in Hunderttausenden, in Millionen Fällen Erfahrungen gesammelt. Während bei uns die heimlichen und oft verspätet vorgenommenen Unterbrechungen in vielen Fällen zu schweren dauernden Schädigungen, oft aber auch zu Todesfällen führen, ist in Rußland eine medizinisch einwandfreie Methode der gefahrlosen Abtreibung immer mehr vervollkommenet worden. Durch den Fortfall der Geheimniskrämerei und Gesetzesumgehung kommen die Frauen jetzt rechtzeitig zur Unterbrechung. Und gerade die späten Abtreibungen sind ja die gefährlichen. Nach den letzten russischen Statistiken wird nur noch in 0,4 Prozent aller Fälle die Dreimonatsgrenze überschritten! Meist wird die Unterbrechung in einem einmaligen Vorgang, möglichst ohne Narkose, durch einfache Ausschabung vorgenommen. Komplikationen kommen fast nicht mehr vor. Und die Zahl der Todesfälle nach Unterbrechungen ist weit unter den Prozentsatz der Todesfälle bei normal verlaufenden Geburten heruntergedrückt!

Wenn diese Tatsachen, so häufig sie schon veröffentlicht und im einzelnen belegt worden sind, bei uns immer noch nicht genügend bekannt wurden, so liegt das einfach daran, daß bei der Stellungnahme des einzelnen Arztes und der ärztlichen Standesorganisationen selbstverständlich wirtschaftliche Interessen und weltanschauliche Gegensätze leider eine bedeutsame Rolle spielen.

Dabei müßte ganz allgemein der Arzt selbst ein besonders dringendes Interesse daran haben, daß die unwürdigen, labilen Zustände aufhören, unter denen vor allem er selber heute leidet. Die Unsicherheit der Anschauungen und vor allem der rechtlichen Praxis bedeutet ja für ihn in mehrfacher

Beziehung eine Gefahr. Fortwährend geraten Erkenntnis und Pflicht in Widerspruch zu den gesetzlichen Vorschriften. Daraus entsteht eine widerwärtige, moralische Heuchelei, die dem Beruf des Helfers schlecht genug ansteht. Zudem ist, das ist ein öffentliches Geheimnis, die Abtreibung ein illegales und eben darum teures und für manchen sehr einträgliches Spezialfach geworden. Und das ist wohl die übelste Folge des heutigen Durcheinanders.

Hinzu kommt der Anreiz zu Denunziationen und zu Erpressungen. Die Zeitungen sind voll von solchen Fällen. Es hat sich durch die heutigen Zustände geradezu eine Art von „medizinischer Unterwelt“ aufgetan.

Und hinter alledem taucht immer wieder das Gespenst des Kurpfuschers auf, der nicht eher wird ausgeschaltet werden können, bevor nicht eine klare, tragbare Regelung Gesetz geworden ist.

Gegen die Abtreibung!

Natürlich bedeutet jede Abtreibung einen außerordentlich schweren Eingriff in den Frauenkörper und seine Funktionen und kann unter Umständen, wenn sie nicht mit äußerster Vorsicht und Sachkenntnis vorgenommen wird, zu dauernden Schädigungen führen.

Jeder Arzt weiß das.

Aber eben deshalb muß die Unterbrechung vom Fluch der Heimlichkeit, der Unsauberkeit, der Illegalität befreit und, wie in Rußland, verfeinert und ausgebildet werden.

Erst dann, erst wenn dieser Fluch behoben ist, kann der unbedingt notwendige Kampf gegen die Abtreibung überhaupt so durchgeführt werden, wie es notwendig ist.

Denn selbstverständlich wird niemand, und am wenigsten ein Arzt, die ziemlich grobe, mechanische Methode der Fruchtabtreibung als letzte, vollkommene Lösung des Geburtenproblems ansehen. Sie kommt überhaupt, wissenschaftlich gesehen, nur als eine äußerste Notmaßnahme in Frage. Erst die unglückliche Verwirrung durch die gesetzlichen Irrtümer von heute hat der Abtreibung überhaupt eine solche Bedeutung geben können.

Es gibt nämlich, genau gesagt, überhaupt keine „Anhänger der Abtreibung“. Es gibt auch niemand, der – wie die

Kirche das ausdrückt – ein Ungeborenes morden, seine Seele ihrer ewigen Seligkeit berauben will. Nur in den Köpfen blendeter und fanatischer Anhänger der Abtreibungsstrafe konnte eine so unsinnige Meinung sich bilden.

Die Regelung der Abtreibung auf eine menschenwürdige Art soll nur ein erster, vorbereitender Schritt sein zur Geburtenregelung durch Vorbeugung!

Es ist ein Elend, daß die heutigen Zustände diese einfache und klare Tatsache vernebeln. Es ist eine Schmach für unser angeblich so aufgeklärtes, fortgeschrittenes Jahrhundert, daß in der Sprechstunde des Arztes das Problem der Unterbrechung noch eine so überragende Rolle spielt, geschweige denn, daß es überhaupt noch nicht gelöst werden kann!

Wenn der Arzt sich nicht zu jeder gewünschten Unterbrechung einverstanden erklärt, so wird er nicht nur durch die Rücksicht auf das geltende Gesetz, sondern vor allem durch biologische und medizinische Erkenntnisse bestimmt. Viele Frauen sind von der Natur nur ein einziges Mal zur Befruchtung und zum Austragen befähigt. Körperliche Leiden oder wirtschaftliche Verhältnisse veranlassen sie dann, die Austragung abzulehnen. Sie wünschen die Unterbrechung. Und nachher rächt sich die Natur. Sie erlaubt keine zweite Schwangerschaft, die später vielleicht heiß ersehnt wird, wenn der Frauenkörper gesundet oder die wirtschaftlichen Verhältnisse gebessert sind.

Abtreibung muß in den Augen eines einsichtigen Arztes ein Verbrechen bleiben – im medizinischen Sinn. Er müßte als Endziel die Abtreibung ablehnen können. Und er könnte es, weil die fortgeschrittene wissenschaftliche Technik uns längst Mittel in die Hand gegeben hat, um die Abtreibung durch wirksame Vorbeugung unnötig zu machen.

Es ist eine Schande unseres Jahrhunderts, daß wir – wie auf so vielen anderen Gebieten! – auch in der Frage der Geburtenregelung unsere Möglichkeiten nur schlecht oder gar nicht ausnutzen. Hundertfach verderblicher als die Gesetze gegen die Abtreibung sind jene Paragraphen, die den Vertrieb vorbeugender Schutzmittel einengen und behindern.

Hier vor allem hat die Aufklärung und der Kampf einzusetzen. Und es ist festzustellen, daß dieser Kampf auf der ganzen Welt an Boden gewinnt. In allen Ländern haben sich Frauenvereinigungen und Ärzteorganisationen zusammen-

gefunden, die in Beratungsstellen und aufklärenden Schriften im Sinne einer regelnden Vorbeugung wirken. Der Name der amerikanischen Vorkämpferin Margret Sanger soll hier nur genannt werden. Schon haben sich sogar kirchliche Institutionen, vor allem in Amerika, aber auch in England für eine Geburtenbeschränkung auf diese Weise ausgesprochen.

Von einer sehr hohen Warte aus gesehen, verläuft die Entwicklung ganz folgerichtig: Geburtenbeschränkung, Regelung der Kinderzahl hat es immer gegeben, – sie ist keine Erscheinung des angeblich entarteten Großstadtlebens. Der Primitive setzt seine unerwünschten Kinder einfach nach der Geburt aus. In Sparta wurden sie in die Schluchten des Taigetosgebirges geworfen. Dann lernte der Mensch die immerhin verfeinerte Methode, die Frucht abzutreiben. Er ließ das Kind nicht mehr zur Welt kommen, – er tötete es im Wachstumszustande ab. Und nun endlich hat er gelernt, durch vorbeugende Maßnahmen die Natur auf eine unschädliche Art zu zähmen, zu beherrschen. Er verhindert die Entstehung des Keimes auf schmerzlose und medizinisch einwandfreie Weise.

Ich habe lange in einer Beratungsstelle gearbeitet, die in diesem Sinne aufklärend wirkte.

Auch an die Erfahrungen aus dieser Zeit mußte ich oft denken, wenn der Untersuchungsrichter wieder einen Tag lang mir die bitteren und sicherlich unnötigen Leiden jener Frauen ins Gedächtnis rufen wollte, die von dieser menschlicheren Regelung nichts gewußt hatten.

Vorbeugung!

Es ist eine leichtfertige Verallgemeinerung und Verleumdung, wenn Anhänger des Paragraphen den heutigen Frauen und Mädchen den Sinn für die Heiligkeit des ungeborenen Lebens absprechen. Die im Berufsleben stehende, selbstständig gewordene Frau zeigt – das erlebt jeder Arzt immer wieder – ein erhöhtes Verantwortungsgefühl gegenüber der Nachkommenschaft. Und deshalb muß sie sich oft den Wunsch nach einem Kinde versagen.

Dabei wissen immer mehr Frauen, daß selbstverständlich die Freigabe der Abtreibung nicht eine letzte, befriedigende Lösung bedeuten kann. Zwar würde durch die Beseitigung

des sinnlosen und grausamen Paragraphen der Makel des Verbrechens von den Abtreibenden genommen. Aber das schwere Vergehen, das gegen den eigenen Körper, bliebe bestehen.

Deshalb kann die Abschaffung der Abtreibungsstrafe nur einen ersten Schritt bedeuten zur allgemeinen Regelung des Geburtenproblems. In der drückenden Not, der Krise, der wachsenden Arbeitslosigkeit, im anarchischen Durcheinander des heutigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustandes muß es der Frau ermöglicht werden, nach genauer Prüfung aller Umstände auch eine bereits eingetretene Schwangerschaft unterbrechen zu lassen.

Aber die endgültige Lösung kann nur durch Verhütung, durch Vorbeugung geschehen.

Leider wird die Vorbeugung in den meisten Staaten durch besondere Gesetzesparagraphen außerordentlich erschwert. Wohl kann man nicht mehr wagen, sie einfach zu verbieten. Aber durch gewisse, scheinbar sachlich gerechtfertigte Vorschriften wird der Verkauf, die Propagierung, ja das Bekanntwerden empfängnisverhütender Mittel beinahe unmöglich gemacht.

Eigentlich müßte doch der Staat, der die Abtreibung bestraft, alles tun, damit die Frau nicht in die bedrängte Lage kommen kann, eine Unterbrechung der unerwünschten Schwangerschaft zu verlangen. Er müßte also die Herstellung und den Verkauf empfängnisverhütender Mittel regeln und überwachen, wie das mit Hunderten anderer Medikamente geschieht.

Aber das Gegenteil ist der Fall. Hier wirkt sich die überalterte Ideologie, das blinde Streben nach immer mehr Menschen, nach Soldaten, nach Industriesklaven, nach Menschenmaterial vielleicht am verderblichsten aus. Im Paragraphen 184 des geltenden Gesetzes wird es unter schwere Strafe gestellt, sogenannte „Mittel zu unzüchtigem Gebrauche“ auszustellen, anzukündigen oder anzupreisen. Und im Entwurf des neuen Strafrechts werden diese Bestimmungen eher noch verschärft.

Dadurch wird – wieder einmal – ein Fortschritt verfemt, eine Möglichkeit, das Leben leichter und freier zu machen, versperrt. Das, was jede Frau, jedes junge Mädchen rechtzeitig und gründlich kennenlernen müßte, wird abgebogen und abgedrängt ins Halbgeheime, Verbotene, Zweideutige. Eine

selbstverständliche eugenische Maßnahme, eine wertvolle Kenntnis wird mit dem Makel der Lüsternheit gebrandmarkt.

Auf diese Art treibt der Staat selbst besonders die armen und unwissenden Frauen zur Abtreibung. Weil sie den leichten, sauberen Weg der Verhütung nicht kennenlernen können, müssen sie später die bitteren Leiden, die Gefahren und die Schmach der Unterbrechung durchmachen.

Eine weitere Folge dieses unverständigen Gesetzes ist die, daß geschickte, medizinisch einwandfreie Vorbeugungsmittel wiederum nahezu ein Privileg der besitzenden Klasse sind oder doch bis vor kurzem waren. Die junge wohlhabende Frau kann sich von ihrem Hausarzt beraten lassen. Die Proletariermädchen, die junge Arbeiterin aber erfahren fast nichts von den vorbeugenden Mitteln. Vielfach ist unter den einfachen Leuten die Meinung verbreitet, die Empfängnisverhütung an sich sei, ebenso wie die Abtreibung, gesetzlich verboten. Und die Heimlichtuerei, mit der alle Fragen der Geburtenregelung behandelt werden, hält diese irriige Ansicht aufrecht.

Zugleich bedeutet diese Geheimniskrämerei eine Verteuerung der vorbeugenden Mittel. Da sie nicht öffentlich angepriesen, in Schaufenstern ausgestellt oder in Reklamen angezeigt werden dürfen, gilt ihr Kauf selbstverständlich als etwas Besonderes, Geheimnisvolles. Und daraus verstehen geschickte Leute natürlich viel Geld zu machen.

Beratung.

In den letzten Jahren haben sich nun überall Einzelne und gewisse Frauen- und Ärzteverbände die Aufgabe gestellt, durch Beratungsstellen hier Abhilfe zu schaffen. Natürlich können diese Bestrebungen nicht im entferntesten das erreichen, was durch eine klare, staatliche Regelung der Geburtenfrage mit Leichtigkeit zu erreichen wäre. Auch leidet ihre Arbeit unter mancherlei Erschwerungen. Sind doch sogar ärztliche, rein wissenschaftliche Vorträge über die Verhütung verboten worden!

Leider haben sich auch manche Ärzteorganisationen bis jetzt gleichgültig oder sogar rundweg ablehnend gegen diese Bestrebungen verhalten. Die Kenntnis empfängnisverhüten-

der Mittel wird auf den Universitäten ebensowenig gelehrt, wie die moderne, gefahrlose Abtreibungstechnik nach russischem Vorbild. Deshalb besonders ist die Aufgabe der Beratungsstellen eine so ungeheuer große und verantwortliche.

Ich habe es in langdauernder Arbeit in einer solchen Stelle erfahren, was vernünftige und einsichtige Belehrung erreichen kann. Natürlich ist die unbedingte Voraussetzung dazu menschliches Vertrauen von Frau zu Frau. Ohne tiefes Einfühlen in die Nöte und Fragen ist ein Erfolg unmöglich.

Arbeiterinnen kommen dorthin, oft todmüde von schwerer Tagesarbeit, Proletarierfrauen, Büroangestellte, selbstbewußte und selbständige junge Mädchen und scheue, gedrückte Kleinbürgerinnen. Dann muß erst einmal jede Zurückhaltung beseitigt werden. Hier darf es kein Verstecken, keine Heimlichkeiten geben.

Da sind viele, denen ihre Ehe nicht die ersehnte Ruhe und Befriedigung gegeben hat. Sie wollen den wahren Grund ihrer körperlichen und seelischen Unzufriedenheit wissen. Meist suchen sie diesen Grund bei dem Partner und nicht bei sich selber. Andere wieder haben sich in irgendeine bestimmte Besorgnis hineingesteigert, sie seien durch psychische oder körperliche Veranlagungen unfähig, wirkliches Liebesglück zu erleben oder zu geben. Jeder einzelne Fall ist anders gelagert. Da gilt es, mit äußerster Behutsamkeit zu fragen, zu raten, anzudeuten, wenn man nicht mehr zerstören als helfen will.

Natürlich spielen auch wirtschaftliche Sorgen eine große Rolle. Überlastung mit vielen Kindern, eigene Arbeit, die Unmöglichkeit, für die Kinder zu sorgen, die Nöte der Krisenzeit bedrohen das Zusammenleben der Familie.

Zuweilen kommt eine vernünftige Mutter mit ihrer heranwachsenden Tochter in die Beratungsstelle. Sie selbst hat einst von ihrer Mutter nichts über die Geheimnisse der Entstehung erfahren. Nun weiß sie nicht, wie sie den Mut und die Worte finden soll, um ihrer Tochter zu sagen, was sie für richtig und notwendig hält. Sie wagt nicht, die durch Erziehung und Überlieferung zwischen Mutter und Kind gezogene Schranke zu durchbrechen. Deshalb kommt sie und will Hilfe in dieser für sie unlösbaren Schwierigkeit.

Mutter und Tochter.

Mitten zwischen den Verhören, die der Untersuchungsrichter mit unermüdlicher Gründlichkeit durchführte, mußte ich an ein Erlebnis denken, das ich vor Jahr und Tag auf der Beratungsstelle gehabt hatte.

Eine Mutter war mit ihrer sechzehnjährigen Tochter zu uns gekommen. Sie wollte nicht nur Aufklärung ihres Kindes, sie verlangte mehr: vorbeugenden Schutz. Die Tochter war ein frühentwickeltes, kräftiges, großes Mädchen, Preisträgerin bei manchen Jugendsport-Veranstaltungen. Es war nicht zu verwundern, daß sie schon in jungen Jahren einen Freund und Kameraden gefunden hatte. Die Mutter wußte davon. Wie sie innerlich dazu stand, ob sie diesen Entschluß ihrer Tochter billigte oder nicht, das stand für sie nicht zur Debatte. Sie wollte jedenfalls im notwendigen Augenblick ihr zur Seite stehen, wollte als Frau für die Frau eintreten. Aus diesem Vertrauensverhältnis heraus hatte sie den Entschluß zum gemeinsamen Besuch der Beratungsstelle gefaßt.

Einige Zeit später erfuhr der Vater durch einen Zufall von der Beziehung seiner Tochter zu dem jungen Sportlehrer. Er tobte und schrie und wollte das „verworfenen Wesen“ aus dem Hause jagen. Da stellte sich die Mutter schützend vor das Mädchen. Furchtlos erzählte sie, daß sie nicht nur alles gewußt, sondern sogar selbst geholfen hatte, untragbare Folgen abzuwehren. Mit Stolz bekannte sie sich zu ihrer mütterlichen Kameradschaft.

Da war der Zorn des Vaters gegen die Tochter plötzlich verflogen. Er ließ die zum Schlage erhobene Hand sinken. Mit fassungslosem Erstaunen sah er die Frau an, – seine Frau, die er doch nach fast zwanzigjähriger Ehe genau zu kennen glaubte. Sie stand aufrecht und sah ihm in die Augen.

Der Mann verstand die Welt nicht mehr. Er wandte sich ab, ging aus dem Hause. Mit dieser überraschenden, unbekanntenen Selbständigkeit eines bisher unterwürfigen Wesens wollte er sich nicht abfinden. Unerträglich war ihm der Gedanke an das Geschehene.

Er suchte seinen Anwalt auf und forderte die Scheidung. Niemals zuvor war ein böses Wort zwischen ihnen gefallen. Aber in diesem einzigen Augenblick war seine Frau für ihn zu einem moralisch minderwertigen Wesen geworden.

Wie würde wohl der Urteilspruch gegen diese schamlose

Mutter lauten? Und was, überlegte ich, würde wohl mein Untersuchungsrichter für ein Urteil fällen über ihr unverantwortliches, vom Standpunkt des männlichen Herrschaftsgefühls aus unverzeihliches Handeln?

Die Befreiung der Frau.

Ein männliches, überlegen tuendes Urteil ist rasch gefällt:

Hatten denn diese neuen Frauen, deren Verbrechen sich häuften, jede Achtung vor Ordnung und Gesetz vergessen? Konnten sie keinerlei Respekt mehr vor dem stärkeren Geschlecht? Diese Ehrfurcht gründete sich doch auf Jahrtausende altes Recht. Und als Waffe dieses Rechts hatte sich der Mann das Gesetz geschaffen, das Gesetz des Mannes gegen die Frau. Die Gültigkeit dieses Gesetzes, das in vielen seiner Bestimmungen die Existenz zweier Menschenklassen festlegte, war für den Mann eine Selbstverständlichkeit. Es verweigerte die Unterlegenheit des schwächeren Geschlechts.

Nun waren freilich immer einzelne Frauen aus den Reihen dieser Menschenklasse zweiten Ranges hervorgetreten, bedeutende Frauen, Gelehrte, Dichterinnen, Herrscherinnen. Aber sie blieben eben Einzelne, Ausnahmen, vermännlichte Frauen, „Mannweiber“.

Jetzt aber erhob sich plötzlich die Frau ganz allgemein und forderte Rechte, die der Mann für immer allein gepachtet zu haben glaubte. Es blieben keine Ausnahmen mehr, die aus dem jahrtausendealten Dasein des Duldens zu bewußter Kraft erwachten. Der Mann sah sich angegriffen, in seiner Selbstherrlichkeit bedroht durch die gleiche Frau, in der er gestern noch das willenlose Gefäß seiner Wünsche gesehen hatte.

Zuerst und vor allem bildeten die arbeitenden Frauen eine heimliche Einheitsfront. Dieser werktätigen Frauenfront standen freilich der proletarische Mann und der Mann der bürgerlichen Klasse sehr verschieden gegenüber. Der Arbeiter erkannte, nach einigen Hemmungen und kleinbürgerlichen Vorbehalten, die neue Kameradin und Mitverdienerin im allgemeinen gern an. Dem bürgerlichen Mann aber war sie unbequem. Sie drängte sich in den wirtschaftlichen und geistigen Wettbewerb.

Aber die einmal erwachten Frauen schritten in ihrer Ge-

samtheit, gleichgültig welcher Klasse sie selbst angehörten, über die Bedenken und Widerstände der Männer hinweg. Sie kümmerten sich nicht darum, ob der Mann mit ihnen ging oder sich gegen sie stellte. Sie lehnten es ab, in ihm weiter den Stärkeren, den naturgegebenen Gebieter zu sehen. Der Mann sollte Kamerad sein, Freund, Vater. Aber mit einer solchen Stellung räumte ihm die Frau nicht mehr das Recht ein, bedingungslos über ihren Körper und ihre Seele zu bestimmen.

Vor allem das Recht auf den eigenen Körper forderte diese neue Frau im vollen Bewußtsein ihrer Verantwortung. Dabei kannte sie genau ihre von der Natur gezogenen Grenzen und achtete sie. Dazu ausersehen, die Menschheit fortzupflanzen, mußte und wollte sie diese große Aufgabe erfüllen. Aber die Zeit der Mutterschaft durfte nicht mehr einfach vom Manne festgesetzt werden. Gerade im Bewußtsein dieses hohen Berufes verlangte die neue Frau nach eigener Entscheidung über die wichtigste Stunde ihres Daseins.

Diese Forderung nach Selbstbestimmung rechtfertigte das Handeln auch jener Frauen, die das heute noch geltende Gesetz brachen. Noch war dem Manne die richtende Macht nicht entrissen. Noch galt die ihrem eigenen Gesetz, ihrem eigenen Gewissen folgende Frau als Verbrecherin, als Ausgestoßene. Das starke Gesetz der Männer kümmerte sich nicht um ihre Schwäche. Aber aus dieser aufgezwungenen Ohnmacht wuchs allmählich und unwiderstehlich das Heer der bewußten, der fordernden Frauen. Sie vergaßen ihre alten Waffen: Scham, Tränen und Nachgiebigkeit. Sie erstarkten zu ungeahnter Willenskraft. Sie riefen ihre Schwestern, die noch feige zurückstanden, auf, sich einzureihen in den großen Zug der Kämpferinnen.

Neue Sexualmoral.

Alle diese Dinge gingen mir immer wieder durch den Sinn an den langen, endlosen Abenden, die ich allein in der Zelle verbrachte.

Noch war das Leben der Frau, noch war das Frauentum auf dieser Erde ein Gefängnis. Ein Gitterwerk von Paragraphen, von Vorschriften, von Anschauungen und Vorurteilen hielt sie fest, eng und bedrückend bis zur Unerträglichkeit.

Aber schon hatte sich die Gefängnisordnung gelockert.

Bald würden die letzten Riegel springen. Die volle Gleichberechtigung der Frau, die zuerst auf dem politischen Gebiet erreicht war, würde bald Wahrheit werden: im Recht, in der Gewohnheit des Zusammenlebens, überall.

Bis dahin blieben alle die schönen Worte von der Befreiung der Frau Phrasen. Was nützte ihr das Stimmrecht, wenn sie trotzdem eine willenlose Gebärmachine bleiben sollte?

Der Kampf der Frau entschied sich an diesem Punkt: Bei der Eroberung des Rechtes über den eigenen Körper. So wenig es für den Mann einen Zwang zur Zeugung gab, so wenig durfte die Frau zum Gebären gezwungen werden.

Erst eine vollständige, offene und redliche Klarlegung der wirklichen Gleichberechtigung beider Geschlechter auch auf dem Gebiete des Körpers, des Eros und der Sexualität würde eine neue Geschlechtmoral schaffen.

Diese neue Geschlechtmoral würde positiv sein, – im Gegensatz zu der verlogenen, negativ wertenden Sexualmoral von heute. Und sie würde selbstverständlich auch rechtlich unterbaut sein müssen.

Die neue Frau erhebt die Forderung nach einem neuen, lebendigen der Wirklichkeit Rechnung tragenden Sexualstrafrecht. Dieses Recht darf sich nicht in schematischen Strafandrohungen und leeren Vorschriften erschöpfen, die unhaltbar sind.

Es muß vor allem weitestgehende Rücksicht nehmen auf die Nöte der Gegenwart, auf Wohnungsnot und auf den einfachen, selbstverständlichen Schutz von Mutter und Kind, der im heutigen Recht so unvollkommen ist.

Das neue Sexualstrafrecht muß ferner die Eheschließung und Scheidung erleichtern. Es muß die Formalitäten bei diesen Vorgängen auf ein vernünftiges Maß zurückführen, um den heutigen Zustand zu beseitigen, der gerade auch bei der Scheidung zu unwürdigen Betrügereien und Umgehungen zwangsweise geführt hat.

Der Paragraph 218 und alle ähnlichen gesetzlichen Bestimmungen müssen selbstverständlich fallen. Die Unterbrechung muß aus rein sozialen Gesichtspunkten dem approbierten Arzt freigegeben werden. Sie soll aber nach Möglichkeit auf speziell dazu eingerichtete Kliniken beschränkt werden. Besonderer Wert ist darauf zu legen, daß, entsprechend dem russischen Vorbild, die Kostensätze für diese Operation

festgelegt werden. Die Krankenkassen müssen zur Übernahme der Kosten verpflichtet werden.

Natürlich müssen auch alle die gesetzlichen Verbote fallen, die der völligen Freigabe und öffentlichen Verbreitung empfängnisverhütender Mittel heute noch im Wege stehen. Die Jugend muß obligatorisch über die Geschlechtsfunktionen des Körpers aufgeklärt werden. Auch eine Belehrung über die Möglichkeiten der Vorbeugung darf dabei nicht fehlen.

Gehälter und Löhne müssen den Frauen während der ganzen Dauer einer Unterbrechung genau so weiter gezahlt werden wie während einer Schwangerschaft. Denn es ist unmöglich, daß die Frau für die schwere Last ihrer besonderen körperlichen Aufgaben noch materiell gewissermaßen bestraft wird.

All diese Änderungen werden unvollkommen bleiben, solange nicht umfassende sozialpolitische Maßnahmen die ganze Basis des menschlichen Zusammenlebens wieder fest und gesund machen. Damit wird der größte Teil aller sogenannten Sexualdelikte von selbst verschwinden.

Ob allerdings so durchgreifende Besserungen im Rahmen der heutigen Ordnung noch möglich sind, bleibt mehr als zweifelhaft. Denkbar und durchführbar wären sie bei gutem Willen durchaus. Aber ist dieser gute Wille vorhanden?

Alle diese Dinge sind, das muß jede bewußte Frau wissen, keine Utopien, sondern reale Kampfziele.

Die jetzige Gesellschaftsordnung mit ihren höchst unvollkommenen und ungerechten Einrichtungen und Gesetzen hat jedenfalls kein Recht, von der Frau die geringste Konzession zu verlangen. Niemand wird es einer Frau verdenken, wenn sie es ablehnt, zwangsweise beliebig viele Kinder in diese Welt hinein zu setzen, die das Existenzminimum für die Lebenden nicht garantiert. Erst eine neue, von Grund auf geänderte und gebesserte Gesellschaft wird mit den Worten des russischen Gesundheitskommissars stolz sagen können:

„Wir wollen, daß alles Geborene zu etwas Gewolltem werde. Wir wollen, daß alle Kinder mit Freuden erwartet werden. Sie seien willkommene Gäste am Tische des Lebens.“

Wann werden unsere Frauen und Mädchen von der Qual der Abtreibung erlöst sein?

Wann werden sie mit Freuden ihre Kinder erwarten und gebären dürfen?

Berghoch getürmt liegen die Akten auf dem Tisch des Untersuchungsrichters, ein willkürlich gesetzlich errichtetes Gebäude von Frauenleid und Frauennot.

Sie alle werden sich, jede für sich, dem brutalen männlichen Richterspruch fügen müssen. Aber in ihrer wuchtenden Gesamtheit stehen sie auf und erheben Anklage.

Ich sitze – vielleicht den letzten Abend – in meiner kleinen vergitterten Zelle. Meine Gedanken sind bei jenen Frauenschicksalen, die ich hier niedergelegt habe. Ich möchte ihnen danken. Und ich möchte sie trösten. Wie immer der Urteilspruch im einzelnen lauten wird, seid tapfer! Steht zu eurer Tat, die ihr verantworten könnt! Ihr habt eine Aufgabe bekommen, ihr wenigen für die vielen, vielen andern. Geht voran, kämpft für die andern! Nur durch Solidarität werdet ihr eure Ketten sprengen...

*Ach neige du Schmerzenreiche
dein Antlitz meiner Not...*

(Goethe, Faust, I)

Else Kienle

Nach § 218 im neuen Strafgesetzbuch der 1. Deutschen Reichsverfassung (1871) wurde Abtreibung mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft.

1920/21

Erstmalig beschäftigt sich der Reichstag mit der Frage der Geburtenregelung (zum ersten Mal waren im Reichstag weibliche Abgeordnete: 9,6 % und stellten damit bis 1983 die höchste Quote von Frauen in der Geschichte Deutschlands und der BRD). Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei (USPD) verlangt die Streichung der Paragraphen 218 und 219, die Reichstagsfraktion der SPD bringt einen Antrag auf Straffreiheit bei einem abortiven Eingriff während der ersten drei Schwangerschaftsmonate ein – die heute so genannte Fristenlösung – beide Anträge werden abgelehnt.

1922

Die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) fordert in einem Gesetzentwurf das Recht auf kostenlose Abtreibung, außerdem öffentliche Fürsorge bei Schwangerschaften und Geburten von sozial und materiell schlecht gestellten Müttern, sowie Beihilfen zur Ernährung und Erziehung der Kinder. Außerdem kostenlose Abgabe von Verhütungsmitteln. Wird abgelehnt.

1924

Die Zahl der illegalen Abbrüche in Deutschland wird auf 200.000 geschätzt.

1926

Der § 218 wird novelliert, Schwangerschaftsabbrüche werden nicht mehr mit Zuchthaus, sondern mit Gefängnis bestraft. Das Reichsgericht erkennt die medizinische Indikation an, in der Praxis verweigern sie manche Ärzte, und viele Priester sprechen sich gegen die Abtreibung aus, auch wenn das Leben der Mutter durch die ausgetragene Schwangerschaft gefährdet ist.

1929

Uraufführung des Stückes „Cyankali“ des Arztes und Schriftstellers Friedrich Wolf, der mit diesem Bühnenwerk über die Auswirkungen des § 218 eine Massenbewegung gegen diesen Paragraphen entfacht. Hunderttausende von Frauen und Männern kämpfen gegen den „Schandparagraphen“ und schließen sich in Aktionen zusammen, um ihn zu eliminieren. Führend in dieser Bewegung ist die KPD, die sozialistischen Ärzte und die Sexualreformerinnen. Das im Jahre 1926 erlassene, sogenannte „Schund- und Schmutzgesetz“ war die Antwort: es war eine strafrechtliche Handhabe gegen sozial-kritische Autoren, die sich öffentlich gegen den § 218 wandten.

Das war die Rechtslage, als Friedrich Wolf (1888-1953), der von 1927-1933 in Stuttgart seine Arztpraxis hatte und sich dort besonders für Sozialschwache, für eine gesunde Lebensführung und für sexuelle Aufklärung einsetzte, am 19. Februar 1931 verhaftet und in Untersuchungshaft gebracht wurde. Dr. Else Kienle widerfuhr das gleiche Schicksal einen Tag später. Frau Dr. Kienle, mit der er in ihrer sozialen Tätigkeit und in ihrem menschlichen Engagement einig war, hatte von ihm Patientinnen überwiesen bekommen. Und die Ärztin hatte die Abbrüche in ihrer kleinen Klinik, die sie seit 1928 als Praxis für Harn- und Beinleiden und für Hautkranke inne hatte, vorgenommen. Außerdem leitete sie die kostenlose Beratungsstelle des „Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene“, eine der wenigen Beratungsstellen im süddeutschen Raum und hielt wie Wolf Vorträge zum Thema der Verhütung und Geburtenkontrolle. Sie stellte sich damit in Widerspruch zu regierungsamtlichen Kreisen, den konservativen Parteien, den Standesorganisationen der Ärzte und der Kirche, die im Geburtenrückgang eine Bedrohung der wirtschaftlichen und militärischen Stärke sahen. Den Gebrauch empfängnisverhütender Mittel und eine veränderte, freiere Sexualmoral sahen sie mit dem Untergang aller christlich-ethischen Wertvorstellungen gekoppelt.

Die Not der Frauen, die in Großfamilien mit schlechten Wohn- und Arbeitsbedingungen zu kämpfen hatten – besonders in den Großstädten, die durch die sozialen Umwälzungen und die rasch erfolgte Industrialisierung, für Arbeiter wenig Lebensqualität boten – waren dabei Nebensache. Geburtenrückgang war ein beunruhigender Faktor.

Daß 40.000 Frauen jährlich an den Folgen unsauberer Eingriffe starben und 50.000 zeitlebens krank blieben, das war

kein Grund den „Schandparagrafen“ abzuschaffen. Und heute?

Damals jedoch bekamen Frauen Hilfe, wenn sie die Sexualberatungsstellen besuchen konnten, das informelle System sozial engagierter Ärzte nutzen und so die strengen Bestimmungen des § 218 zu umgehen verstanden. Diese Beratungs- und Hilfebereiche waren jedoch bei diesen Bedingungen durch ein empfindliches Gleichgewicht von Informieren und Verbergen sehr anfällig für Gegner und Denunzianten.

Else Kienle, die während ihrer Untersuchungshaft vom 20.2. bis 28.3.1931 täglich vom Stuttgarter Frauengefängnis zum Verhör transportiert wurde, war angeklagt, in „200 Fällen gewerbsmäßig die Frucht durch Abtreibung getötet zu haben“. Sie war von einem Kollegen denunziert worden. In der „Weltbühne“, der Wochenschrift für Politik-Kunst-Wissenschaft, die von Siegfried Jacobsohn begründet, von Carl von Ossietzky geleitet und von Kurt Tucholsky mitgestaltet wurde, schreibt sie in der Ausgabe des I. Halbjahres 1931:

„Grade in meinem Fall war es ein in einem Krankenhaus festbesoldeter Kollege, der an jedem Monatsersten sein Gehalt erhält und von der Not dieser Armen und Ärmsten wohl keine Ahnung hat. Grade deswegen ist es ihm wohl so leicht gefallen, von seiner hohen Warte die unterschriftslose Anzeige gegen eine Kollegin zu erstatten, deren soziale Denkungsart in der arbeitenden Bevölkerung überall bekannt war.

Bereits Mitte Dezember 1930 ist diese Anzeige, von der ich eine Viertelstunde später bereits Kenntnis erhielt, erfolgt. Erst acht Wochen später hat man meine Kartothek und meine sämtlichen Krankenbücher beschlagnahmt. In diesen acht Wochen habe ich mit Ärzten und Juristen offen über meine Angelegenheit gesprochen. Immer wurde mir geraten, das mich 'belastende' Material verschwinden zu lassen. Ich habe aber keine einzige Patientenkarte entfernt oder abgeändert. Ich habe auch in dieser Zeit meine Tätigkeit fortgesetzt und trotz bereits erfolgter Anzeige auch die neuen Fälle mit Namen, Datum und Krankheitsbenennung aufgezeichnet. Ich war mir vollkommen darüber klar, daß grade in Württemberg, einem Lande mit konservativer und scharfer Rechtsprechung, ein Exempel statuiert werden sollte. Ich habe in keinem einzigen Fall eine Schwangerschaftsunterbrechung ohne gründliche und vollständige Untersuchung der Patientin vorgenommen. Ich habe jede Frau, wenn auch oft mit einem tiefen Schmerzempfinden, aus meiner Sprechstunde fortgewiesen, bei der ich die Möglichkeit einer Erholung zur Austragung der Schwangerschaft sah. Ich habe in allen Fällen, in denen mir nach

gewissenhafter Prüfung aller Umstände die Schwangerschaftsunterbrechung als einzig möglicher und letzter Ausweg erschien, um eine schwere Gefahr für Gesundheit und Leben der Mutter abzuwenden, die Patientin noch zu einem zweiten Arzt geschickt, der sie, ohne Kenntnis meines Befundes, auf ihren Gesundheitszustand untersuchte und festgestellt hatte, ob eine Unterbrechung der Schwangerschaft ihm notwendig erscheine oder nicht. Ich habe keine einzige Unterbrechung ohne das Zeugnis eines zweiten Arztes vorgenommen. Bei dem von der Polizei beschlagnahmten Material befanden sich übrigens auch sämtliche ärztlichen Zeugnisse. Daß grade fünfzig oder sechzig von meinem Kollegen Friedrich Wolf stammten, hat seinen Grund lediglich in unserer gleichartigen sozialen Tätigkeit und in der Gleichartigkeit unserer Praxis.

Ohne Wolf oder mich überhaupt zu hören, wurden wir wegen des Verbrechens der gewerbsmäßigen Abtreibung verhaftet.

Für mich war, genau wie bei Friedrich Wolf, der Termin der Verhaftung auf die späte Abendstunde festgesetzt. Der Zufall wollte es, daß ich ausgerechnet an diesem Abend in einem Freidenkerverband einen Vortrag über den § 218 halten mußte. Ich war grade im Begriff, zu diesem Vortrag zu gehen, als ich beim Verlassen der Haustüre vom Garten aus die Kriminalbeamten die Treppe herabkommen sah. Sie fanden aber die gefürchtete Verbrecherin nicht mehr, die wenige Minuten später unter dem Eindruck der steifen Hüte der Kriminalbeamten einen geharnischten Vortrag gegen den § 218 in seiner jetzigen Fassung hielt. In der Nacht wurde mir Friedrich Wolfs Verhaftung gemeldet. Ich packte mein Köfferchen, um mich für den Morgenbesuch der Justizbeamten zweckentsprechend vorzubereiten, und um gar nichts zu vergessen, was man für solche 'anderen Umstände' brauchen könnte. Pünktlich zur verabredeten Stunde kam die heilige Hermandad, mit der ich ins Gefängnis fuhr.

Nach meiner Verhaftung ergoß sich eine derartige Schmutzwelle über mich, daß selbst einer meiner Verteidiger glaubte, ich würde vor vier Jahren das Licht der Welt nicht wieder erblicken. In Stuttgart wurde ich allgemein aufgegeben; es waren sehr wenige Menschen, die zu mir hielten. Irgendeine öffentliche Meinung zu meinem Gunsten gab es nicht. Schutzlos mußte ich alles, was amtlich oder privat über mich verbreitet wurde, über mich ergehen lassen. Im Haftprüfungstermin, in den ich noch mit einem gewissen Glauben an Recht und Gerechtigkeit gegangen war, wurde ich mit einer vernichtenden Begründung wieder in den Orkus hinabgeschleudert. Der einzige Lichtblick war, daß man Friedrich Wolf freiließ.

Da saß ich nun wieder in meiner Zelle. Herausgerissen aus meiner Praxis. Bar aller Mittel. Die Hiobsposten häuften sich. Die württembergische Ärztekammer rückte, den Denunzianten deckend, hörbar von uns ab. Sechs Wochen später, als ich mir die Freiheit erkämpft hatte, rückte sie allerdings ebenso hörbar wieder zu uns heran. Der amtliche Gerichtsarzt tat ohne jede sachliche Prüfung das, was von ihm erwartet werden mußte; er erstattete sein berichtigtes 'vorläufiges Gutachten', wonach ich in mehr als dreihundert Fällen mich gegen das Gesetz vergangen hatte. Der Leiter der gerichtlichen Pressestelle Stuttgart gab Besuchern Andeutungen über die Minderwertigkeit meiner Persönlichkeit, weniger an das Schicksal einer schutzlosen Gefangenen denkend als an die nachträgliche Rechtfertigung des Mißgriffs der Justizbehörde. Mitglieder der Stuttgarter Staatsanwaltschaft empfahlen, statt sich endlich einmal in die Judikatur des § 218 zu vertiefen, die Fälle Wolf und Kienle zu distanzieren und so weiter. ... Ich beschloß, durch ruhige, sachliche Erörterung dem Untersuchungsrichter bei der Aufklärung zu helfen. In den darauffolgenden Wochen wurde ich dann täglich in sechs- bis achtestündigem Verhör zu insgesamt 210 Fällen vernommen. Ich habe sämtliche Angaben gemacht, die zu einer vollständigen Klärung in jedem einzelnen Fall führen konnten. Ich hielt dem Untersuchungsrichter vorab ein tagelanges Kolleg über die ihm unbekanntenen Fragen des § 218, dann ging ich Fall für Fall gründlich, gestützt auf mein gutes Gedächtnis, mit ihm durch. Ich begehe wohl keine Indiskretion, wenn ich verrate, daß der Jurist in ihm weiter formal zu denken sich bemühte, daß aber unter der formalen Außenseite allmählich ein Mensch hervorkam, der erstaunt bemerkte, daß das Anklagegebäude schwankte. Ich habe selbst meinen Verteidigern gegenüber die Bitte ausgesprochen, ihre Beschwerde gegen den Haftprüfungsbeschluß so lange hinauszuzögern, bis meine Vernehmung abgeschlossen sei. Mich amüsierte der Gedanke, daß infolge meines Instruktionsuntersichts, die Stuttgarter Kollegen, die vielleicht Aussicht haben, in dieselbe Lage zu kommen wie ich, einen nunmehr sachverständigen Untersuchungsrichter vorfinden werden.

Die Strafkammer verwarf meine Beschwerde, obwohl sie anerkennen mußte, daß ich nur mäßige Honorare genommen und nur noch neunzehn Fälle verdächtig seien.

Meine Vernehmung ging dem Ende zu. Kurz vor dem Abschluß wurde plötzlich das Verfahren auch auf die ambulanten Fälle ausgedehnt. Ich protestierte, ich gab die ehrenwörtliche Versicherung ab, daß ich nie ambulant eine Schwangerschaftsunterbrechung gemacht, sondern zu diesem Zweck immer die

Patientinnen einige Tage in meine Klinik aufgenommen hatte. Fünfzig neue Fälle wurden unvermutet als verdächtig bezeichnet, das heißt, daß fünfzig Frauen und Mädchen wieder der Inquisition von Kriminalbeamten ausgesetzt werden sollten, das bedeutet weiter, daß zahlreiche Familien wiederum kummervolle Tage und schlaflose Nächte aus Angst vor der Ungewißheit ihres Schicksals erdulden sollten.

Entgegen den mir gemachten Zusagen sollte ich weiter in Haft behalten werden. Da ich inzwischen gelernt hatte, was es heißt, wenn sich die Justiz festbeißt, besonders was sie alles zu tun imstande ist, wenn sie nicht versteht, sich mit großer Geste aus einer Sackgasse zu entfernen, beschloß ich in den Hungerstreik einzutreten. Es hätte mir mehr gelegen, mit sachlichen Mitteln zu kämpfen, aber die Notwehr, der Selbsterhaltungstrieb, besonders aber das Gefühl, hier eine Mission zu erfüllen, ließ mich das demonstrative Mittel des Hungerstreiks wählen. Wolf und ich erklärten solidarisch, daß wir jede weitere Aussage verweigerten. Zwei oder drei Tage zu fasten ist für einen trainierten Körper eine Kleinigkeit, vielleicht sogar eine Erholung. Erst vom vierten Tage an hat man überhaupt das Gefühl des Hungerns. Jeder Tropfen Wasser, der in den leeren Magen gelangt, wirkt wie Wasser auf glühendes Eisen gegossen. Dann beginnt, selbst bei bestem Körpertraining, ein gewisses Nachlassen der allgemeinen Spannkraft, auch das geistige Interesse beginnt zu erlahmen, es tritt ein Zustand von körperlichem und geistigem Gleichgewichtsverlust ein, an den sich allmählich eine wachsende Apathie anschließt. Bis zum siebenten Tage konnte ich mich einigermaßen aufrecht halten. Noch am Morgen dieses Tages war der Gerichtsarzt der Ansicht, daß ich noch vollständig haftfähig sei. Am Nachmittag traten dann schwere Schwächezustände auf, so daß ich den Zeitpunkt für gekommen hielt, meine letzten Verfügungen zu treffen. Mein letzter Gedanke beschäftigte sich mit dem §218 und mit dem unsäglichen Leid, das er so vielen tausenden Frauen und nun auch über mich gebracht hatte. Inzwischen stand drei Stunden lang der Sanitätswagen vor dem Frauengefängnis, vier Träger warteten mit einer Bahre, um mich in ein Krankenhaus zu überführen. Mit letzter Kraft protestierte ich gegen diese Maßnahme und erklärte, daß ich auch im Krankenhaus jede weitere Nahrungsaufnahme verweigern würde. Nach hartem Kampf ließ man mich in meiner Gefängniszelle. Am Sonnabend, dem 28. März 1931, nachmittags vier Uhr, wurde ich dann aus einem ohnmachtsähnlichen Schlaf geweckt, um die Mitteilung entgegenzunehmen, daß meine Haft wegen Haftunfähigkeit unterbrochen werde.

Wie unser Prozeß ausgehen wird, vermag ich nicht zu sagen. Für Friedrich Wolf und mich geht der Kampf nicht darum, ob man uns schuldig spricht oder nicht. Menschen sind vergänglich und Paragraphen veränderlich. Aber es gibt ein Gesetz, das höher steht als alle Paragraphen, das ist das Gesetz der Menschenwürde und der Frauenwürde.“

Der Prozeß verlief im Sande. Else Kienle gab ihre Praxis in Stuttgart auf, praktizierte noch etwa ein Jahr in Frankfurt, reiste nach Frankreich und kehrte nicht mehr nach Deutschland zurück.

Ihr Beitrag in der „Weltbühne“, dessen Anfang im folgenden ebenfalls abgedruckt ist, beschreibt die dokumentatorische Seite der Affäre Kienle-Wolf. Jeder Satz ist eine Verteidigung der Frauen, für die das Gebären die Geschichte einer Verletzung, einer Zerstörung ist, und nicht das Ereignis eines hoffnungsträchtigen In-die-Welt-Setzens eines Kindes, das Lebensbedingungen erwarten kann, die ihm eine Chance der Menschwerdung geben.

„Über den § 218 ist im Anschluß an meinen und Friedrich Wolfs Fall so viel geschrieben und gesprochen worden, daß ich heute zu diesem Thema im allgemeinen nicht Stellung nehmen will. Ich bin genau wie Friedrich Wolf und wie jeder fühlende Mensch Gegner der sogenannten Abtreibung, hingegen Anhänger der Geburtenregelung. Vielleicht ist es von Interesse, zu betonen, daß mein Kollege Wolf Vater von vier Kindern ist. Ich habe in ungezählten Vorträgen ausgeführt, daß ich mir sehr wohl bewußt bin, was für jedes Weib eine Schwangerschaftsunterbrechung bedeutet: einen ungeheueren Eingriff in ihr gesamtes körperliches und seelisches Sein. Es ist bis auf wenige snobistische Ausnahmefälle nicht richtig, daß die moderne Frau aus Bequemlichkeitsgründen oder aus Mangel an Muttergefühl keine Kinder mehr haben will. Auch der Begriff ‘Schande’, mit dem früher in bürgerlichen Kreisen vorherrschend gegenüber den unehelich geschwängerten operiert wurde, tritt heute in der Praxis weit zurück gegenüber der Angst der Mädchen vor dem Verlust der Stellung als Kontoristin, als Lehrerin oder als Arbeiterin. Achtzig Prozent aller Patientinnen, die mit dem Wunsch der Schwangerschaftsunterbrechung zum Arzt kommen, sind Frauen, die bereits mehrere Kinder geboren haben. Sie sind ‘modern’ geworden, aber lediglich im Sinne des erwachten Verantwortungsbewußtseins. Wo vier Menschen ein einziges Bett zum Schlafen haben, und denen eine seltene Feststunde der Tag bedeutet, an dem sie alle zusammen sich für dreißig Pfennig Schinkenwurst leisten können, da hat eben ein fünftes Lebewesen keine Exi-

stenzberechtigung mehr. Hunger und Liebe sind und bleiben die Urtriebe des Menschen, und die Liebe ist ja wohl noch das einzige Vergnügen, das sich anno 1931 eine Arbeiterfamilie leisten kann. Kommt dann eine solche Frau mit einer neuen Schwangerschaft in die Sprechstunde des Arztes, so braucht man sie nach den Gründen des Kommens nicht erst zu fragen. Ihr schüchternes Auftreten, die in ihrem Gesicht abwechselnde Röte und Blässe, ihr vergrämes und verhärtetes Aussehen erzählen ihre ganze Leidensgeschichte. Ich gehe soweit, zu behaupten, daß man einer solchen Frau überhaupt nicht mit Begriffen wie soziale Indikation begegnen kann. Wenn man sein Arztsein in des Wortes höherer Bedeutung auffaßt, als Helfer leidender Menschen, nicht als Handwerkertum, dann ist der Begriff der sozialen Indikation in solchen Fällen von selbst gegeben. Es erscheint mir als eine Schande, wenn man von angeblich hoher wissenschaftlicher Warte aus verlangt, daß ein elender, geschundener und abgemagerter Körper neues Leben gebären soll. Derjenige, der wirklich im ethischen Sinne Arzt ist, muß hier helfen wollen und können, ehe die durch die Not zermürbte Frau, die zu allem entschlossen ist, zum Kurpfuscher läuft oder an sich selbst Hand legt.“

In ihrem Buch „Frauen – Aus dem Tagebuch einer Ärztin“ dagegen, das die Untersuchungshaft als Rahmen benutzt, ist der dokumentatorisch beschwörende Ton, der Gerechtigkeit einklagt, oft nachdenklich resignativ. Zu genau ist der Realitätssinn der 31-Jahre jungen Ärztin ausgeprägt, als daß sie einem Wunschdenken, das alles Geschehene gnädig zudeckt, nachgeben könnte. Wäre ihr das alles nicht selbst passiert, wäre es zu glauben? Das Buch ist also nicht nur ein Zeugnis für andere, sondern eine Form der Trauerarbeit auch für sie, die Autorin. Wie hätte sie sonst selbst diesen Lebensabschnitt ohne zu zerbrechen überleben können? Sie muß im Schreiben dem Angriff auf ihre ärztliche Verantwortung begegnen. Ohne falsches Pathos, mit zutiefst erkennendem Blick, läßt sie die Frauen zu Wort kommen, die am untersten Ende der Gesellschaft leben, „gelebt“ werden, möchte ich fast sagen. Selbstbestimmung, Menschenwürde sind für sie Fremdwörter, die sie in keiner Übersetzung kennen. Die Frauenschicksale, die sie beschreibt, sind keine „Fallstudien“, keine Ausnahmefälle, sondern ein „Leidmotiv“ der bestehenden Verhältnisse; die nur durch Offenheit und Veränderung zu bewältigen wären:

„Erst eine vollständige, offene und redliche Klarlegung der wirklichen Gleichberechtigung beider Geschlechter auch auf dem Gebiet des Körpers, des Eros und der Sexualität würde eine neue Geschlechtsmoral schaffen. Diese neue Geschlechtsmoral würde

positiv sein – im Gegensatz zu der verlogenen, negativ wertenden Sexualmoral von heute. Und sie würde selbstverständlich auch rechtlich unterbaut sein müssen.“ (s.S. 153f)

Die „Frauenschwänderin“ wie sie im „NS-Kurier“ am 12.1.1932 genannt wurde, die „bolschewistische Agitatorin“, die sie ja nur sein konnte, hat geahnt, daß ihre Ansichten utopisch waren, und deshalb die Konsequenzen für sich gezogen.

Die Zerstörung aller Sexualberatungsstellen 1933, war der Beweis für die Richtigkeit ihrer Einschätzung des aufkommenden faschistischen Regimes, dem sie entkommen konnte.

All die Fährnisse in ihrem Leben, in Deutschland und später in Amerika, hat sie mit Mut, Tatkraft und Durchhaltevermögen überstanden. Ein kurzer Blick in ihre Kindheit und Jugend, stellt sie in eine Familientradition, die durchaus als Basis für sie beschrieben werden kann – als gute Anlage und als Kampf gegen Enge und übertriebenen Konservatismus.

Else Ida Pauline Kienle war am 26.2.1900 in Heidenheim als älteste Tochter des Realschullehrers Otto Kienle (1872-1946) geboren worden. Ihre Mutter Elisabeth Kienle, geb. Zeller (1873-1944), war eine der Töchter des zweitjüngsten Sohnes des Direktors der ersten psychiatrischen Anstalt Württembergs, Winnenthal. Der Arzt Albert von Zeller (1804-1877), Elses Urgroßvater also, hatte sich durch die Verbesserungen und Liberalisierungen der psychiatrischen Behandlungsmethoden einen Namen gemacht und hatte Berühmtheiten aus dem ins Schwermütige tendierenden schwäbischen Geistesleben behandelt. (Der Dichter Lenau, 1802-1850, der als Ungar zu dem schwäbischen Dichterkreis um Kerner zählte, gehörte zu seinen Lieblingspatienten.)

Else Kienle, deren Vater ebenfalls eine lange schwäbische Familientradition von Ärzten und Lehrern aufweisen konnte, scheint die Begeisterung und die Befähigung zur Ärztin schon vererbt worden zu sein.

Ein Großonkel der Mutter, Albert Zeller, so Else Kienle in ihrem Lebensbericht, war um die Jahrhundertwende Arzt in Heidenheim.

„Er wirkte sehr elegant im Cutaway, der zur Jahrhundertwende den vornehmen Arzt und Herrn bezeichnete. Zu meinen frühesten Erinnerungen gehören seine tiefe, beschwichtigende Stimme und die Bewegungen seiner schönen Hände. Schon als kleines Kind wurde ich von der geheimnisvollen Welt angezogen, aus der er kam, wenn er uns besuchte, denn er brachte leichten Jodformgeruch mit. In seiner Welt gab es die aufreizenden und sinnlosen Beschränkungen nicht, die der Tochter eines Provinz-

lehrers im konservativen Deutschland Kaiser Wilhelm II. auferlegt waren.“(1)

Das kleine Mädchen scheint von einem unstillbaren Wissensdurst gewesen zu sein. Anstatt mit Puppen zu spielen, rannte sie in den Wald, wo sie Insekten und Kriechtiere untersuchte. Ihr Großvater, Rudolf Zeller (1842-1911), einer der wenigen der sieben Söhne Albert von Zellers, der nicht Arzt geworden war – ein „wissenschaftlicher Bauer“, wie Else Kienle schreibt – hatte einen Versuchsbauernhof in Leoweiler (Michelfeld) und versuchte sich in genetischen Pflanzen- und Tierexperimenten, die die Gesetze der Mendelschen Vererbungslehre bestätigen sollten. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, die seinen Lebenstraum bestätigten, erlitt er sehr kostspielige Fehlschläge. Seine Enkelin, in der er sein Maskottchen sah, weil sie durch ihre Anwesenheit sein Glück beflügelte, wurde durch diese Atmosphäre des eigenwilligen Naturforschers geprägt.

Den Eltern, die sie nach der Geburt ihres Bruders beim Großvater wieder abholen, leistet sie seit jener Zeit Widerstand. Dem Vater verübelt sie das Märchen vom Storch, das er ihr aufsuchte und der Mutter, daß sie darauf bestand, daß Else gestärkte Kleider trug. „*Von dieser Zeit begann ich einen Guerillakrieg gegen die Autorität.*“ (2) Und da sie ihre Kraft erproben will, wird sie zuerst einmal mit einer Bande wilder Buben und Mädchen zum enfant terrible.

„Meine unformelle Erziehung für das Leben einer Medizinerin nahm jetzt eine andere Wendung, die in ihrer Weise ebenso bedeutungsvoll war wie die Erlebnisse, die Onkel Albert und Großvater Zeller mir vermittelt hatten. Damals war es einfach undenkbar, daß eine Tochter aus gutem Hause einen Beruf ergriff, vom Medizinstudium ganz zu schweigen. Das zwanzigste Jahrhundert und seine großen Wandlungen hatten zwar schon angefangen, doch die meisten von uns lebten noch in der Vergangenheit, die nicht die geringste Veränderung verhiß. Es war eine geordnete Vergangenheit, in der alles seinen angestammten Platz hatte, und an dem Platz, der den Frauen zugewiesen war, ließ sich nicht rütteln. Da ich Ärztin werden wollte, mußte ich zuerst eine Rebellin werden.“ (3)

Um die Tochter zur jungen Dame zu erziehen, wird sie in eine Höhere Töcherschule geschickt. Und dort begreift sie die Zusammenhänge von eigenem Handeln und den Folgen. Durch eine verständnisvolle Lehrerin lernt sie verstehen, daß es müßig ist, im Aufbegehren gegen die Disziplin des Lernens und die Klassengemeinschaft, Kräfte zu vergeuden. Vom Vater

erhält sie Lateinunterricht und da sie eine überdurchschnittliche Schülerin ist, darf sie als einziges Mädchen das Georgii-Gymnasium in Esslingen besuchen, geht dort in Pension und erst als der Vater Rektor an einer Schule in Esslingen wird, lebt sie ab 1916 wieder mit der Familie zusammen. Zuvor hatte sie aber heftige Kämpfe der Hackordnung zu bestehen, aber da sie selbst beim Kampf im Pausenhof die Jungen bezwang, wurde sie alsbald ehrfürchtig in Ruhe gelassen, ihr Wissen bewundert. Als abonnierte Klassenerste hält sie auch beim Abitur den Festvortrag der Abschlußfeier.

Mit vierzehn hilft sie ihrer Mutter, die im Frauenverein freiwillig Kriegsdienste verrichtet, bei der Verpflegung eines Transports Kriegsversehrter. Auch dieses Erlebnis ist bestimmend für ihre weitere Zukunft. Am Ende ihres Medizinstudiums, das sie über Tübingen, München, Kiel nach Heidelberg führt, wo sie ihren Doktorgrad erwirbt, spezialisiert sie sich in der Wiederherstellungschirurgie und arbeitet auf diesem Gebiet in ihrer Stuttgarter Praxis und später in New York mit großem Erfolg – was sicherlich ihr Können beweist.

Doch bevor sie nach dem Abitur studieren konnte, mußte sie zuerst den Widerstand der Eltern besiegen, die sie zur Lehrerin bestimmt hatten. Doch da kommt ihr die Großmutter väterlicherseits zur Hilfe, die ihr das Studium bezahlen will.

Die Studienbedingungen sind hart, gerade für Frauen, die wenige Zeit vorher noch als völlig ungeeignet besonders für das Medizinstudium betrachtet wurden. Es war zu beweisen, daß die weibliche Physis und die geistigen Voraussetzungen ausreichen, die Härte der Ausbildung, besonders in den Sezierräumen der Erstsemester auszuhalten. Trotz allen widrigen Umständen, hat Else Kienle Glück. Sie ist besessen von ihrer Aufgabe, ist außergewöhnlich geschickt, ausdauernd und genau, wird fast immer auch von ihren männlichen Kollegen akzeptiert.

Eine Verlobung löst sie wieder auf, nachdem der Zukünftige ihr nicht zugestehen will, daß sie als Ärztin trotz Ehe weiterarbeiten kann. 1923, nach Abschluß des Studiums bewirbt sie sich, erfolglos in den meisten Fällen. In Stuttgart bekommt sie jedoch im Katharinenhospital eine Stelle, Dermatologie ist die Fachrichtung. In der Abteilung Geschlechtskrankheiten arbeitet sie unter Professor Jäger, den sie als einen Vorläufer der Hitlerbewegung „Kraft durch Freude“ bezeichnet. Alle Angestellten mußten sich jeden Morgen im Garten seiner Villa zum Turnen einfinden. *„Als die erste Assistentenstelle frei wurde, erhielt ich sie wahrscheinlich auf Grund meiner turnerischen Lei-*

stungen bei der Frühgymnastik. Meine medizinischen Qualifikationen waren von zweitrangiger Bedeutung.“ (4)

Die Arbeit in den drei „sogenannten Baracken“ für Männer, für Frauen und für Prostituierte war hart für die junge Ärztin, die die drakonischen Maßnahmen ihres Chefs nicht schätzte. Die Behandlung der Geschlechtskrankheiten war damals schmerzhaft, nur bedingt mit einem Heilerfolg gekrönt.

„In der Frauenabteilung wurde das körperliche Elend durch seelische Nöte verstärkt. Diese oft unschuldigen Opfer der Ansteckung fühlten sich fürs Leben gezeichnet. Vielen von ihnen konnte selbst eine Heilung die Ehrbarkeit nicht wiedergeben, und die meisten sahen sich dazu verurteilt, kinderlos zu bleiben.“ (4)

Aus Schikane wird sie nach einer Auseinandersetzung mit Professor Jäger in die Männerabteilung versetzt – als einzige Ärztin des Krankenhauses:

„Mein erster Besuch in der Männerabteilung überstieg alle meine Vorstellungen. Sechzig Männer standen aufgereiht, jeder am Fuße seines Bettes, dreißig auf jeder Seite. Jeder trug nur seine Pyjamajacke, die blauweiß gestreiften Spitalhosen lagen, wie jeder sie hatte fallen lassen, zu ihren Füßen. Jeder hielt in der rechten Hand eine Urinflasche. Als ich mich näherte, nahm jeder – der eine leicht verlegen, der andere schwungvoll – sein krankes Genitalorgan in die linke Hand und bot es mir zur üblichen Untersuchung an. ‘Gott gebe mir Kraft’, dachte ich, während ich begleitet von neugierigen Blicken und leisem Gemurmel, die erste Reihe entlangschritt. Als ich umkehrte, sah ich Dr. Jäger mit hämischer Miene und funkelnden Augen in der Tür stehen. Ich beendete meine Inspektion und verließ fluchtartig das Gebäude.“ (4)

Auch wenn Dr. Jägers „sadistischer Scherz“ mit der Zeit „seinen Stachel verlor“, wird ihr die Arbeit schwer. Ihr menschlicher Beistand ist in jener Zeit vor allem Stefan Jacobowitz (1886-1948?), Bankier bei der Württembergischen Privatbank A.G., der sie darin bestärkt, eine eigene Praxis zu eröffnen und ihr dabei finanzielle Hilfe leistet. Ab 1928 leitet sie eine kleine „Heilanstalt für Harn- und Beinleiden“ in der Marienstr. 25. Sie heiratet 1929 ihren Mäzen, der ihr ihre Berufstätigkeit nicht verübelt. Die Trauung findet in seiner Freimaurerloge statt. Sie beziehen eine Wohnung in der Schoderstr. 8.

Else Kienle-Jacobowitz hat nun beides: Beruf und häusliches Glück. In jener Zeit wird sie als selbstbewußte, junge Frau beschrieben, die auch auf modische Attribute (Hüte so ausladend wie Wagenräder) nicht verzichtete. Sie gewann damit bei

Familienfesten der weitverzweigten Familie nicht nur Sympathien, sondern „schockte“ damit die konservativ biedereren Tanten.

Hilfsbereit und nicht angepaßt sein, das sind sicher zwei wichtige Wesenszüge dieser modern lebenden Frau, die gern Tennis spielte und schicke Autos fuhr. Die Abtreibungsaffäre Kienle-Wolf hat sie auf Grund dieser Eigenschaften provoziert aber auch überstanden.

Nicht angepaßt war sie auch den neuen Ideologien gegenüber. Die Entfremdung von ihrem Manne beschreibt sie damit, daß Stefan Jacobowitz trotz mancher Bedenken mit Nazigrößen Geschäfte machte.

Sie trennt sich von ihm, löst ihre Stuttgarter und dann auch ihre Frankfurter Praxis auf und reist nach Frankreich, kann aber nicht mehr zurückkehren, weil sie in Abwesenheit wegen Hochverrat verurteilt wird. Sie bleibt in Frankreich, „heimatlos“, wie sie schreibt, versucht mit dem letzten Geld – ihr Vermögen ist beschlagnahmt – zu emigrieren. In Monaco lernt sie George Henry LaRoe, den Europavertreter einer Ölgesellschaft aus den USA kennen. Fast wie in einem Roman lernt sie ihn lieben, heiratet ihn in England 1931 – von Stefan Jacobowitz wurde sie im selben Jahr geschieden – und emigriert nach Amerika. Dort schafft sie es, bald eine Genehmigung für eine ärztliche Praxis zu bekommen.

In den dreißiger Jahren reist sie noch einige Male in die Schweiz, um dort ihre Eltern und ihren Bruder Otto (geb. 1906), den Stuttgarter Rechtsanwalt, zu treffen. Als sie zum letzten Male im Jahre 1940 dorthinfährt, hat sie die Visa für ihre Eltern schon in der Tasche. Diesmal aber war ihnen eine Ausreise verwehrt worden und so sieht sie sie nie mehr wieder. Beide sind in Stuttgart im Krieg (die Mutter) und kurz nach Kriegsende (der Vater) verstorben. Der Bruder, Dr. Otto Kienle, hat nach Kriegsende als Direktor die Landespolizei in Stuttgart neu organisiert und war bis zum Ruhestand 1971 als Ministerialdirigent im Innenministerium tätig.

Stefan Jacobowitz, der inzwischen verarmt vor den Machthabern geflohen ist, sieht sie in Paris wieder. Er schafft es, mit einem Touristenvisum zusammen mit dem Ehepaar Werfel nach Amerika einzureisen. (Franz Werfels Bühnenstück „Jacobowsky und der Oberst“, das in Amerika ein Broadway-Erfolg wurde, greift die abenteuerliche Fluchtgeschichte von Stefan Jacobowitz in großen Teilen wieder auf.) Bis zu seinem Tode ist Else Kienle freundschaftlich mit ihm verbunden.

Von ihrem ersten amerikanischen Ehemann trennt sie sich,

nachdem er einige Alkoholentziehungskuren nie lange stabil überstanden hatte. 1937 heiratet sie den Zahnarzt Dr. Ernest C. Gierding. Er begleitete sie sogar einmal in die Schweiz, um die Familie zu treffen. Außerdem traf sie in Vevey mit Prof. Dr. Niehans zusammen, um dessen Erkenntnisse der Frischzellenforschung auch in ihrer Praxis zu verwerten.

Aber auch diese Ehe dauerte nur kurz. Sie lebt lange allein, von ihrem Beruf ausgefüllt und bestärkt. 1950 heiratet Else Kienle den Konzertsänger Wesley L. Robertson, und diesmal ist ein dauerhaftes Glück mit dieser Verbindung verknüpft.

1957 erscheint ihr zweites Buch (Else K. LaRoe: Mit Skalpell und Nadel), ein Lebensroman, der nicht unbedingt exakt biographischen Charakter hat, der aber als Summe ihres abenteuerlichen Lebens eine menschliche Haltung zeigt, der nichts fremd ist, die ehrfürchtig, verständnisvoll argumentiert. Mit ihrem Bruder und dessen Frau bleibt sie in engem Kontakt. Carepakete nach dem Krieg, Briefe, Besuche in Heidenheim und Stuttgart, zum letzten Mal 1966, zeigen ihre Verbundenheit mit ihrer Familie und ihrem Herkunftsland, das wenig Notiz von ihr nahm. 1968 starb Else Kienles Mann und am 8. (?) Juni 1970 ist dann sie, diese so lebendig agierende Frau, die aufmüpfige Rebellin gegen Spießertum und Kleinkarriertheit, die ihr ganzes Leben lang um die Menschen, die ihr anvertraut waren, gekämpft hat, gestorben.

Das Buch „Frauen“ hat immer noch eine traurige Aktualität, obwohl unsere Lebensbedingungen besser geworden sind. Die männlich bestimmten Autoritätshierarchien in unserem Staat sind subtiler geworden. Frauen können trotz der gesetzlichen Grundlage immer noch nicht über ihren eigenen Lebensentwurf verfügen, werden kriminalisiert, wenn sie sich nach reiflicher Überlegung für einen Abbruch entscheiden. Glücklich macht eine solche Entscheidung niemand, aber sie muß möglich sein, um jedem Kind eine realistische, gute Lebenschance zu geben, die von der Mutter sinnvoll und ehrlich gestaltet werden kann.

Maja Riepl-Schmidt

Für ihre Hinweise möchte ich Eberhard Wolff aus Tübingen, Jürgen Bohnert und Gerhard Schweier aus dem Rathaus in Heidenheim, Herrn Dr. med. Albert Zeller, Else Kienles Vetter zweiten Grades aus Stuttgart und Herrn Dr. Otto Kienle, Ministerialdirigent in Ruhe, Stuttgart sehr herzlich danken!

- 1) Else K. LaRoe, Mit Skalpell und Nadel, Albert Müller Verlag, Rüslikon-Zürich, 1968, S. 14
- 2) Else K. LaRoe, Mit Skalpell und Nadel, S.24 f
- 3) Else K. LaRoe, Mit Skalpell und Nadel, S.24 f
- 4) Else K. LaRoe, Mit Skalpell und Nadel, S.III f

Literaturhinweise

Else K. LaRoe; Mit Skalpell und Nadel; Albert Müller Verlag; Rüslikon-Zürich; 1968

Friedrich Wolf; Stuttgart im Dritten Reich, Ausstellungskatalog des Projektes Zeitgeschichte; 1983

Der Fall Kienle von Else Kienle; Die Weltbühne; 27. Jahrgang; 1931; Hrsg. Carl von Ossietzky und Kurt Tucholsky; Reprint Athenäum Verlag; Königstein; 1978

Friedrich Wolf; Die Machtprobe; Die Weltbühne; siehe dort.

Eberhard Wolff; Für Menschenwürde und Frauenwürde, Heidenheim zwischen Hakenkreuz und Heidenkopf; Hrsg. Heiner Kleinschmidt und Jürgen Bohnert; Heidenheim; 1983

Kristine von Soden; Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik; 1919-1933; Edition Heinrich; Berlin; 1988

Ingrid Zwerenz; Die Geschichte des § 218; Fischer Verlag; Frankfurt; 1980

Kleines Weiberlexikon; Hrsg. Florence Hervé, Elly Steinmann, Renate Wurms; Weltkreis Verlag; Dortmund; 1985

Kurzvita der Autorinnen und Autoren

Dr. Horst Theissen

In Kleve am Niederrhein geboren und aufgewachsen. Nach dem Abitur dort verließ er seine Heimat, um Medizin zu studieren in Freiburg, Erlangen, Essen, Hamburg und Göttingen, wo er auch sein Staatsexamen ablegte und promovierte. In verschiedenen Krankenhäusern und Kliniken verschaffte er sich einen Überblick über den vielfältigen Aufgabenbereich des ärztlichen Alltags. Aus Freude an der Geburtshilfe beschloß er, Gynäkologe zu werden. Im November 1974 ließ er sich in Memmingen als Frauenarzt nieder.

Der Praxisalltag zeigte ihm jedoch schnell, daß von unserer medizinischen Standard-Aus- und Weiterbildung her kein probates Instrumentarium zur Verfügung stand zur Bewältigung der an ihn herangetragenen Konfliktsituationen. Zudem wurde er zunehmend skeptischer gegenüber der Art von medizinischem Vorgehen, wie er es gelehrt bekommen hatte. So kam er mit der gleichen Konsequenz zur Abtreibungsfrage, zur Hausgeburt und natürlichen Geburt, zur Naturheilkunde, Homöopathie und Ganzheitsmedizin.

Sein soziales, sozialkritisches und politisches Engagement begann schon in der Studentenzeit und hat sich bis in unsere Zeit fortgesetzt.

Dr. Else Kienle

Dr. med. Else Kienle, geboren 1900 in Heidenheim, gestorben 1970 in New York, Abitur in Esslingen, Medizinstudium in Tübingen, München, Kiel und Heidelberg, ab 1923 in der Geschlechtskranken-Abteilung des Stuttgarter Katharinenhospitals tätig, 1928 Eröffnung einer Klinik für Harn- und Beinleiden in Stuttgart. An der Seite von Dr. Friedrich Wolf stand sie an der Spitze der Bewegung gegen den § 218 in der Endphase der Weimarer Republik; Zudem Leitung einer Beratungsstelle des „Reichsverbandes für Geburtenregelung und Sexualhygiene“, einem Vorläufer von „pro familia“.

1931 unter dem Verdacht des gewerblichen Schwangerschaftsabbruchs verhaftet, fünf Wochen später nach einem Hungerstreik entlassen. Über Frankfurt und Monaco in die USA emigriert, wo sie bis zu ihrem Tode als Ärztin tätig ist.

Maja Riepl-Schmidt

Maja Riepl-Schmidt, Stuttgarterin, Jahrgang 1942, zwei Töchter (seit 1966 und 1972), nach 15-jährigem, fast ausschließlichen Mutterdasein 1981 Wiederaufnahme des Studiums, Staatsexamen in Romanistik, Philosophie und Germanistik, Referendariat. Arbeitet seit über zehn Jahren in kulturpolitischen Projekten mit Frauenforschungsschwerpunkt. Arbeiten über Flora Tristan und Gesellschaftsutopien. Mitherausgeberin des Stuttgarter Stadtbuchs 2, des Stuttgarter Frauenbuchs. Journalismus und Frauenkulturarbeit im Theaterhaus Stuttgart sind ihre Freizeitbeschäftigung. Arbeitet zur Zeit an der Abschlußdokumentation eines zweijährigen Frauenstadtgeschichte-Projektes der Stadt Stuttgart zum Thema Frauenemanzipation in Stuttgart seit 1800. Im Rahmen dieses Projekts sind 22 Stuttgarter Frauenporträts entstanden, darunter auch eine Arbeit über Else Kienle, um die Ärztin mit einem späten Akt der Wiedergutmachung zu würdigen.

**Langer, Keck und
die U.d.S.S.R.***

**Das etwas an-
dere Restaurant**

Die U.d.S.S.R. räumt auf im
Glitzer und Glamour des
Hackfleischimperiums.

* Union der Siegener Sa-
tirischen Realisten

Cartoons für ca. DM 10,-,



Alison Acker

Kinder des Vulkans

Das Leben der Kinder unter-
schiedlichster sozialer Schich-
ten in Zentralamerika
Herausgegeben von terre des
hommes, medico international
und dem Informationsbüro Ni-
caragua

19,80 DM, 224 Seiten, mit beige-
legter illustrativer Landkarte, ca.
50 Fotos, 1. Auflage 1989, Ko-Pro-
duktion mit der Edition Nahua/
Wuppertal

John MacLean

**El Salvador –
Der Krieg gegen die
Zivilbevölkerung**

Low Intensity Conflict, der
Krieg niederer Intensität und
seine Auswirkungen auf die
Betroffenen

9,50 DM, 102 S., 1. Auflage 1987



**Schmetterling
Verlag**

**Seoane & Núñez
Die Nacht der Bleistifte**

Argentinien 1976. Jugendliche
organisieren den Widerstand.
Demonstrationen, Sprühaktionen,
Flugblätter erscheinen den Militärs
als »Subversion«. Das Buch folgt
auf den Spuren von 7 Verschwun-
denen lateinamerikanischen Visio-
nen einer neuen Zukunft. Die
»Nacht der Bleistifte« läßt die Träu-
me und die Zärtlichkeit jener
argentinischen Generation, »die im
Sturm heranwuchs« wieder leben-
dig werden. DM 19,80, 176 S.



Esperanza de la
Paz Rodriguez

**Gün –
Eine Geschichte
aus El Salvador**

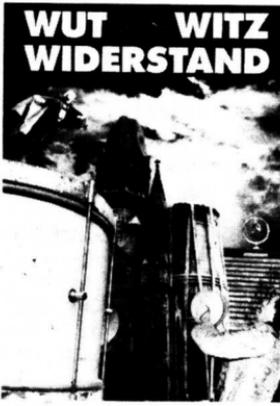
Erzählung vom Guazapa-
Vulkan

9,80 DM, 72 S., 1. Auflage 1989

DM 22,-/9

**Büro für ungewöhnliche
Maßnahmen**

Wut, Witz, Widerstand
Berlin, Sept.'88. Die Herren der
Welt hatten geladen... und alle,
alle kamen. Am geladensten waren
wohl die GegnerInnen von
IWF und Weltbank. Fotoband.
Ca. DM 19,80, A4, 128 S.



Sandner/Sommer
**IWF – Weltbank:
Entwicklungshilfe
oder
finanzpolitischer
Knüppel für die
»Dritte Welt«?**

Eine leichtverständliche Ein-
führung
12 DM, 128 S., 6. Auflage 1988

Sandner/Sommer u.a.
**Banken, Kredite und
die »Dritte Welt«
Band 1:
Verschuldung als
moderne Form der
Ausplünderung**

Eine anschaulich geschriebene
Einführung in die Ursachen
der Verschuldung
9,50 DM, 128 S., 3. überarbeitete
Auflage 1988

**Band 2: Südkorea,
Argentinien und
Tansania –
Länderbeispiele**

Die Ursachen der Verschul-
dung konkret an drei Beispie-
len
12 DM, 128 S., 1. Auflage 1988



**Schmetterling
Verlag**

S p a n i s c h

*Wer ein Land kennenlernen will,
muß mit dessen Menschen
sprechen können!*

**TRAMONTANA
Método Progresivo**

- Das fortschrittliche Spanisch-
Sprachlehrbuch für alle, die
- Spanisch anhand der sozio-
kulturellen Realität der
Spanisch sprechenden Länder
lernen wollen
- Wert auf ein didaktisch
bewährtes Lehrbuch legen
- nichts von trockenen
Schulbüchern halten

256 S., DM 29,80 aktualisierte Neu-
fassung.

AKAFRIK (Hrsg.)
**Strahlende
Geschäfte –
Der Tanz auf dem
Welturanmarkt**

Firmen und Interessen bei der
Produktion von Uran bis hin
zur militärischen Verwendung;
Uran und »natürliche« Ra-
dioaktivität
9,50 DM, 128 S., mit vielen Fotos
und Abbildungen, 1. Auflage 1988

Klaus Fritsche (Hrsg.)
**Verlorene Träume?
Sozialistische
Entwicklungs-
strategien in der
Dritten Welt**

Eine notwendige Debatte an
den Beispielen Angola, Kuba,
Vietnam und VR China
16,80 DM, 144 S., 1. Auflage 1989

Am 19. Februar 1931 wird die Ärztin Dr. Else Kienle in Stuttgart verhaftet. Ihr wird zur Last gelegt, in mehr als 200 Fällen gewerbsmäßig Abtreibungen vorgenommen zu haben, sieben Wochen später kommt sie nach einem Hungerstreik wieder frei.

Ein Jahr darauf erscheint ihr Buch »Frauen – Aus dem Tagebuch einer Ärztin«, eine einfühlsame und engagierte Abrechnung mit bürgerlicher Scheinmoral, dem Paragraphen 218 und der Männerjustiz. Dabei stellt Else Kienle fest:

»Arzt und Richter – die beiden Berufe sind feindlich und müssen es wohl sein. Sie sind durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt.«

Ein Memminger Gericht hat klargemacht, daß dieser Satz auch heute noch uneingeschränkt gilt.

Dr. Theissen schildert im Vorwort die historische Kontinuität: »58 (!) Jahre nachdem Else Kienle dieses Buch schrieb, muß uns ein Vergleich mit der Weimarer Zeit und dem Fall der fast vergessenen »tapferen Kollegin Kienle, deren Klarheit, Mut und Klugheit ich bewundern lernte« (Friedrich Wolf), eher wie ein Alptraum erscheinen, wenn wir erkennen müssen, wie wenig sich seitdem in der Problematik des Paragraphen 218 und der Würde der Frauen weiterentwickelt hat.«



**Schmetterling
Verlag**